

HEINZ JUNGNICHEL MEIN LEBEN

Kurze Erläuterung zur Veröffentlichung der Lebensgeschichte von Prof. Jungnickel in der HKK Website: Als wir 1992 an dem Buch „Der DKV und die Geschichte der deutschen Kälte- und Klimatechnik“ arbeiteten, sandte uns Prof. Jungnickel seine Lebensgeschichte mit der Maßgabe, dass wir daraus veröffentlichen könnten. Veröffentlicht wurde das Kapitel „Der Fachausschuss Kältetechnik“ – die anderen Abschnitte passten damals nicht zum Konzept des zuvor genannten Buchs.

Die Lebensgeschichte von Prof. Jungnickel ist geschichtlich interessant im Hinblick auf seine Persönlichkeit, die Forschung und Lehre an der TU Dresden und die Entwicklung der Kältetechnik in der DDR. Heinz Jungnickels Bedeutung wurde anfänglich auch als Nichtparteimitglied in der DDR anerkannt und honoriert, später jedoch wurde die Parteizugehörigkeit immer wichtiger und man drängte ihn aus führenden Positionen. Er schreibt dazu sehr offen und nennt auch Ross und Reiter. - Zur besseren Lesbarkeit haben wir Kapitelüberschriften und ein Inhaltsverzeichnis hinzugefügt.

Wir haben uns entschlossen, seine Lebensgeschichte ungekürzt, mit Zustimmung seiner Tochter Monika Knabe und seines Sohnes Gotthard Jungnickel, wieder zu geben. Sie haben uns dazu auch Unterlagen aus seinem Nachlass zur Verfügung gestellt.

Während eines Kuraufenthaltes in Pistyan April/Mai 1989 begann ich, eine Zusammenfassung der wichtigsten Ereignisse meines Lebens zu schreiben. Durch die darauf folgenden Ereignisse ergaben sich viele Verzögerungen. Erst im Jahre 1995 konnte ich die Arbeit vollenden.

Professor Dr. Heinz Jungnickel verstarb am 25.06.2006 in Radebeul

INHALTSVERZEICHNIS

FAMILIENWURZELN	1
KINDHEIT UND SCHULE.....	3
STUDIUM UND MILITÄRDIENTST	17
KRIEGSENDE UND NEUANFANG	34
MECHANISCHE WERKSTATT LEHNMÜHLE.....	38
LEHRAUFTRAG FÜR KÄLTETECHNIK.....	48
PROJEKTCHEMIE - INSTITUT - PROFESSUR	51
DER FACHAUSSCHUSS KÄLTETECHNIK	68
EMERITUS.....	79
BUNDESVERDIENSTKREUZ 1. KLASSE.....	81
BEGRÜNDUNG FÜR DIE VERLEIHUNG	82

FAMILIENWURZELN

Ich bin das zweite Kind des Lehrers Ernst Karl Jungnickel und seiner Frau Erna Hedwig geb. Schicktansky. Mein Vater wurde am 30. Sept. 1886 in Röhrsdorf bei Lockwitz, Amtshauptmannschaft Pirna, geboren. Mein Großvater Friedrich Wilhelm Jungnickel und dessen Frau Anna Christiane, geb. Richter aus Malschwitz bei Bautzen, hatten einen Garten in Röhrsdorf und waren Bedienstete im von Carlowitzschen Rittergutes Röhrsdorf. Die

väterliche Linie entstammte einem Bauerngeschlecht, welches mindestens seit 1480 in der Gegend von Glashütte nachweisbar ist, wie mein Vater bei der Ahnenforschung festgestellt hat. Die Unterlagen darüber habe ich schon meinem Sohn Gotthard übergeben.

Der Großvater, Geschirrführer, hatte einen Unfall gehabt und bezog nur eine geringe Invalidenrente. Die Großmutter musste daher fast allein für die Familie sorgen. Großvater konnte nur den Garten besorgen und sich um Hühner, Kaninchen und ein Schwein kümmern. Umso höher ist die Leistung der Großmutter zu bewerten, die beiden Söhnen eine gute Ausbildung ermöglichte.

Der Dorfkantor Mehnert hatte die Begabung meines Vaters erkannt und gab der Großmutter den Rat, ihren Karl in das Seminar in Pirna zu geben. Mehnert war ein kluger und weit gereister Mann, der einige Zeit in Britisch-Indien Hauslehrer gewesen war und auch belletristische Versuche gemacht hat. Ich habe einen seiner Romane „Welthandel und Herzenskämpfe“ gelesen. Mein Vater und ich haben ihn einmal in Lockwitz, wo er im Ruhestande lebte, besucht.

In dem Stroh gedeckten Hause in Röhrsdorf gab es Balken, die mit ihren Einkerbungen zeigten, dass sie aus einem älteren Hause stammten. Der Großvater wusste, dass sie aus dem im 30-jährigen Kriege zerstörten Dorfe Heynitz seien, welches sich zwischen Röhrsdorf und Borthen befunden habe. Die „wüste Mark von Heynitz“ war auch auf den Messtischblättern von 1904 verzeichnet.

Das Königlich Sächsische Lehrerseminar in Pirna war eine mit ausgezeichneten Lehrkräften besetzte Anstalt. Ihm war eine Übungsschule angegliedert, die einerseits der Ausbildung der Seminaristen diente, andererseits aber die Aufgabe hatte, die oftmals aus einklassigen Dorfschulen kommenden Zöglinge im Niveau anzugleichen. Mein Vater kam also zu Beginn des siebenten Schuljahres nach Pirna. Er wurde 1898 in das Seminar aufgenommen und war einer der besten Schüler. Er lernte Latein und Französisch und erhielt eine gute musikalische Ausbildung. Diese war nötig, denn die Dorfschullehrer mussten oft das Amt des Kantors übernehmen.. Er spielte Violine, Klavier, Orgel und Zither und war als Chorleiter ausgebildet. Auch in Mathematik (Differentialrechnung), Physik und den übrigen Naturwissenschaften sowie selbstverständlich auch in Deutsch, Geschichte, Religion, Philosophie und Pädagogik, Zeichnen, Malen und Kunstgeschichte gab es eine ausgezeichnete Ausbildung durch hervorragende Lehrer.

Als Sekundaner, also im 5. Seminarjahr, mussten die Seminaristen wegen akutem Lehrermangel als „Vikare“ schon selbständig Unterricht erteilen. Mein Vater kam nach Mügeln an der Müglitz, jetzt ein Ortsteil von Heidenau. Dort lernte er meine Mutter Erna Hedwig Schicktansky kennen.

Der Großvater Wilhelm Schicktansky war zuvor Schuhmachermeister in Schandau gewesen. Dort wurde er wegen seiner demokratischen Gesinnung als der „rote Schuster“ boykottiert und zog deshalb nach Mügeln, wo er ein Lebensmittelgeschäft eröffnete. Er war ein sehr beweglicher Geschäftsmann. Er errichtete später mehrere Kinos, so in Leuben, Niedersedlitz und Radebeul. Das letztere war für eine Schwester meiner Mutter bestimmt und gelangte durch mehrere Todesfälle und Ehen zuletzt in den Besitz des Zirkusreiters vom Zirkus Sarrasani, Max Schmidt, der es bis 1945 hatte. Bis dahin konnten wir noch umsonst hinein. Dann wurde es verstaatlicht und 1994 abgerissen. Es war aus einem Pferdestall beim Radebeuler Bahnhof entstanden. Wilhelm Schicktansky nannte sich „Kinematographentheater-Direktor“. So stand es auch im Stammbuch meiner Eltern.

Mein Vater war zunächst verpflichtet, zwei Jahre als „Hilfslehrer“ zu dienen. Nachdem er ein Jahr beim Leibgrenadierregiment Nr.100 in Dresden Soldat war, legte er die Wahlfähigkeitsprüfung mit der Note „gut“ ab und bewarb sich dann um eine Stelle in Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig. Er erhielt die ständige (= beamtete) Stelle und Karl und Erna heirateten. Es war eine Doppelhochzeit, da die Halbschwester Lina gleichzeitig den Böttchermeister Hermann Schellenberg heiratete, der sich später in Rheinsberg/Mark niederließ. 1912 wurde meine Schwester Gudrun in Böhlitz-Ehrenberg geboren. Eine Vakanz in Radebeul bewog die Radebeuler Schulbehörde, meinem Vater diese Stelle anzubieten. Er nahm sie zum berechtigten Ärger der Böhlitzer an und die Familie siedelte nach Radebeul über und bezog eine Wohnung in den Eisoldschen Häusern an der Paul-Gerhard-Straße (Nr. 3). Eisold besaß eine kleine Ziegelei an der Ecke Wasa /Serkowitzer Straße, die den Lehm aus Cossebaude mittels einer Feldbahn bezog. Sie hatte eine eigene Fähre und fuhr bei der Gärtnerei Götzelt vorbei. Ich habe mir einmal an der kleinen Lokomotive die Finger verbrannt.

KINDHEIT UND SCHULE

In der Mansardenwohnung im zweiten Stockwerk wurde ich am 29. November 1914 geboren, während mein Vater als Unteroffizier im Felde war.

Mein Vater hätte wegen seines Seminarabschlusses als „Einjährig-Freiwilliger“ dienen können und wäre im Kriege schnell Offizier geworden. Er hätte aber während der aktiven Dienstzeit für Unterkunft und Ausrüstung aus eigenen Mitteln sorgen müssen. Das war ihm finanziell nicht möglich. Immerhin brauchte er nur ein Jahr zu dienen. Er wurde beim Beginn des ersten Weltkrieges einer mobilen Bahnhofskommandantur als Unteroffizier zugeteilt, bei der er - erst in Frankreich dann in Mazedonien - bis zum Kriegsende verblieb.

Während des Krieges - 1916 - wurde mein Bruder Werner geboren. Er starb aber bereits 1917 wieder, wohl mit bedingt durch die schlechten Ernährungsverhältnisse. Ich erinnere mich, dass ich einmal neben meiner Mutter auf dem Sofa saß, als sie starke Schmerzen hatte. Das müssen die Wehen vor Werners Geburt gewesen sein. Eine andere deutliche Erinnerung aus dieser Zeit war die Munitionsexplosion im Dresdner Arsenal, die von unserem Balkon wie ein fernes Feuerwerk zu sehen war.

1918 bekam ich eine eitrige Augenentzündung und wurde von meiner Mutter in die Klinik zu Prof. Pflugk nach Dresden-Plauen gebracht, denn in Radebeul gab es keinen Augenarzt. Prof. Pflugk operierte meinen rechten Tränenkanal. Meine Mutter aber, hatte sich damals schon an der asiatischen Grippe angesteckt und starb wenig später an einer hinzukommenden Lungenentzündung. Durch die Hungerblockade der Alliierten gegen das am ersten Weltkriege wenig schuldige Deutschland entstand eine Hungersnot. Hier hat der Revanchismus, der mit zum zweiten Weltkrieg führte, eine seiner Wurzeln.

Da der Vater zu dieser Zeit noch im Felde stand, kamen wir beiden Kinder zu den Großeltern nach Röhrsdorf, wo wir blieben, bis Vater nach der Demobilisierung sein Lehramt in Radebeul wieder antrat und eine Stiefmutter ins Haus brachte. Das war Elsa, geb. Nitzsche. Sie stammte aus einer Sägemühle im Pöbeltal bei Schmiedeberg im Osterzgebirge. Der Pöbelbach ist ein Nebenfluss der roten Weißeritz und entspringt am Pöbelknochen, unweit des Kahleberges. Elsa, unsere neue Stiefmutter, hatte fünf Geschwister, von denen zwei, Kurt und Paul im ersten Weltkriege gefallen sind. Die anderen drei kannte ich: Bruno, Erich und Martha. Großvater Max, Großmutter Marie und Tante Martha behandelten mich als ob ich ihr echtes Enkelkind bzw. ihr Neffe sei. Onkel Bruno war immer etwas zurückgezogen während Onkel Erich oft dummes Zeug im Kopf hatte. Er versuchte z.B. mir, als ich ca. 10 Jahre alt war, das Pfeiferauchen beizubringen.

Wir sind viel im Pöbeltal gewesen. Einmal hatte mein Vater eine Rippenfellentzündung und war lange krank geschrieben. Während dieser Zeit waren wir in der Sägemühle und ich musste in Schmiedeberg zur Schule gehen. Ich freundete mich mit den Arbeitern der Sägemühle an. Besonders der alte Bellmann war mir zugetan. Er kam bei jedem Wetter von Oberkipsdorf über die „Böhmische Straße“ zur Arbeit. Als er dann in Rente war, musste ich ihm nach jedem Schweineschlachten von der Großmutter aus, Wellfleisch und frische Wurst bringen. Bellmann erfüllte gern meine kleinen Wünsche z.B. gut fliegende Pfeile zum Bogenschießen. In der Sägemühle gab es zwei große Sägegatter, verschiedene Kreissägen zum Ablängen und Besäumen, Hobel- und Fräsmaschinen sowie Vorrichtungen zum Leimen.

Dazu wurde Kaltleim verwendet, der aus Quark und gebranntem Kalk hergestellt wurde. Es wurden Exportkisten für Dresdner Betriebe hergestellt so z.B. für Seidel & Naumann, Veritas, später auch für Karl Auerbach und Sohn, Spanntafeln für die Lederfabrik von Bierling in Coswig u. a. Eine Spezialität des Großvaters waren Abschießvögel für die großen Vogelwiesen, auch für die Dresdner Vogelwiese. Diese gingen an die Firma Buhle, wo sie komplettiert und bemalt wurden. Er baute auch Wasserräder für andere Säge- und Mahlmühlen. - Großvater suchte auch nach einer Lösung für das Problem „Perpetuum mobile“. Als ich schon ein wenig Physik verstand, versuchte ich ihm klar zu machen, dass es eine Lösung nicht gäbe. Er glaubte mir nicht, obwohl er der Meinung war, dass es Unsinn wäre, mich weiter zur Schule zu schicken. Ich wisse doch schon so sehr viel.

Es war auch ein Auto da. Ich lernte es 1920 kennen. Es war ein Adler-Zweizylinder aus dem Jahre 1905. Er hatte herrliche, dunkelrote gesteppte Polster im Fond, außen-Kulissenschaltung und große Azetylen-Scheinwerfer aus Messing. Der Gasgenerator stand auf dem breiten Trittbrett. Das Auto wurde - etwa 1923 - durch einen großen „Dixi“ ersetzt. Das war ein offener, vierzylindriger Viersitzer, der bis zu 70 km/h fuhr. Er besaß eine hinten versenkbare Plane, die bei Bedarf vorgeklappt und an der Frontscheibe befestigt wurde. Seitenteile aus steifer Leinwand mit Scheiben aus klarem Zelluloid konnten eingeknüpft werden. Im Winter war es in diesem Wagen sehr kalt, Heizung gab es nicht, auch keine Fahrtrichtungsanzeiger und Scheibenwischer. Man zog im Winter dicke Pelze an, wie man es auch bei den Schlittenfahrten im herrlichen, grün lackierten Kutsch-Schlitten gewöhnt war. Da nahm man auch heiße Ziegelsteine, die in Papier gewickelt waren zum wärmen der Füße mit. So fuhr der Kutsch-Schlitten auch Sonntags im Winter zum Bahnhof Kipsdorf, wo aus Hainsberg viele Sonderzüge ankamen. Wohlhabende Leute aus Dresden mieteten sich dort Schlitten zu einer Spazierfahrt. So wurden die Pferde bewegt, die im Winter oft nicht eingesetzt werden konnten, es wurde etwas verdient und die Kutscher bekamen von den Fahrgästen gutes Essen und Trinkgeld. Der oben erwähnte Adler hatte ein schräg abfallendes Heck, auf dem - welch ein Stilbruch - ein gewöhnlicher Gartenstuhl für einen dritten Passagier aufgeschraubt werden konnte.

Wir wohnten bis 1919 in den bereits erwähnten Eisoldschen Häusern, die aus Ziegeln der Eisoldschen Ziegelei erbaut waren. In dieser Zeit wurde ich einmal von der Stiefmutter zur Bäckerei Sehnert in Altserkowitz geschickt. Die Bäckerei war gegenüber von Huhles Gasthof. Ich trug einen breitrempigen Strohhut. Über diesen hatte ich das Netz geworfen. Das hatte ich aber vergessen und rannte heulend zurück und war beinahe erbost, dass ich statt der erwarteten Schelte ein großes Gelächter erntete und noch einmal gehen musste.

1924 zogen wir dann in eine herrschaftliche Wohnung in der damaligen Albert-jetzt Wichernstraße Nr. 7 zu Herrn Franz. Dieser war der Vorbesitzer der späteren Spedition Paufler, die an der Sidonienstraße gegenüber dem Radebeuler Bahnhof lag und an das Franzsche Grundstück angrenzte. Deshalb konnten wir noch lange durch den Garten und die Spedition zum Bahnhof und zu dem erwähnten Kino gehen.

Wir hatten ein großes aber dunkles Speisezimmer mit einer Loggia zur Albertstraße, ein noch dunkleres Herrenzimmer mit einer „Balustrade“ für die Nähmaschine der Hausherrin von der aus sie die Albertstraße einsehen konnte. Die Lampen darin waren Ampeln, die von Elsa sorgfältig mit Seide bezogen waren und wenig Licht durchließen. Dann kamen das Elternschlafzimmer, Bad, Toilette, Küche und zwei Kinderzimmer. Die lange, schmale Toilette wurde auch von Vater als Werkstatt benutzt. Auf dem Boden gab es eine Mädchenkammer, in der zeitweilig eine Hilfe untergebracht war, die bei uns Hauswirtschaft lernen sollte.

Das Lehrergehalt des Vaters war klein, die Belastungen aber hoch und so war Schmalhans oft Küchenmeister. Zum Frühstück gab es Brötchen, die mit Milch-Malzkaffee befeuchtet und in klaren Zucker gestippt wurden oder Haferflocken aus Pöbeltaler Hafer, von der Firma Pflug, in Dippoldiswalde hergestellt. Nur wenn Max und Marie mit dem Dixi zu Besuch gekommen waren und Marie etwas vom letzten Schlachtfeste eingepackt hatte, kamen etwas üppigere Tage. Zum Schlachtfest waren wir immer eingeladen. Als ich dann Gymnasiast war, musste der Klassenlehrer, Studienrat Dr. Truöl mir das Fernbleiben genehmigen. Großvater packte ihm eine große Wurst ein, die ich übergeben sollte. Das war mir sehr peinlich, da ich annahm, dass der Lehrer beleidigt sein würde. Ich wartete nach der Stunde bis alle Mitschüler das Zimmer verlassen hatten und ging dann zu ihm und gab die Wurst, die sofort von ihm in seiner Tasche verstaut wurde. Das war eine wichtige Lebenserfahrung!

Im Pöbeltal gab es auch einen Lastkraftwagen der Firma Nacke in Coswig. Er hatte Vollgummireifen und wurde verwendet wenn eilig geordnete Aufträge an Exportkisten ausgeliefert werden mussten. Ich bin oft damit mit Onkel Bruno nach Dresden gefahren und musste die Benzinpumpe bedienen. Es wurde Luft in den Tank gepumpt um den Treibstoff zuzuführen. Das Sägewerk hatte vier starke Pferde. Auch sie mussten gelegentlich Kisten nach Dresden befördern. Die Fahrt begann im Morgengrauen, abgeladen wurde in Dresden gegen 15 Uhr. Auf der Rückfahrt wurde in Welschhufe ausgespannt und übernachtet. Jedes Zweiergespann zog zwei Wagen.

Mein Vater war zunächst Lehrer an der Pestalozzischule in Radebeul und betreute vorzugsweise den Unterricht in Naturkunde. Er hatte sich mit

viel Mühe und zum Teil auf eigene Kosten ein naturkundliches Kabinett eingerichtet, dessen Glanzstücke ein leistungsfähiger Funkeninduktor und mehrere bunt leuchtende Geißlersche Röhren waren. Schon als Vorschulkind wanderte ich oft noch von der Paul-Gerhard-Straße an der Bahnlinie entlang zur Pestalozzischule, um in der letzten Stunde am Naturkundeunterricht teilzunehmen.

Bereits zu dieser Zeit zeigte sich mein Interesse für mathematische und physikalische Probleme. Mein Vater war auch mein erster Klassenlehrer, als ich 1921 in die Pestalozzischule aufgenommen wurde. Damals gab es die Quäkerspeisung, eine Hilfsaktion für das hungernde Deutschland, die von der US-amerikanischen Sekte der Quäker finanziert wurde. Die Kinder mussten ein Töpfchen und Besteck mitbringen. Ich sehe mich noch, mit dem Löffel auf dem Töpfchenboden trommelnd auf der Albertstraße heimgehen. Da der Boden des Aluminiumtöpfchens eingebeult wurde, trug mir das einen Rüffel ein.

Einmal sollte im Unterricht das Lied: „Gestern Abend ging ich aus...“ eingeübt werden. Vater sprach die Zeilen vor und einzelne Schüler sollten sie wiederholen. Vater zu Erich Hermann, der ein nicht besonderer Schüler war: „Bist du nicht der Jägersmann? Na, Erich?“ Darauf dieser: „Nee, Herr Lehrer, ä Jäger bin ich nicht“ Vater erzählte auch oft eine Anekdote aus der Zeit vor dem Kriege. Da sei er vor den Schulaufsicht führenden Pfarrer zitiert worden, der ihm gotteslästerliche Äußerungen vorwarf. Dieser behauptete, Vater hätte von Gott als einem Quirl gesprochen. Mit dem Jungen konfrontiert, dessen Mutter den Vater angezeigt hatte, stellte sich heraus, dass der Junge die Küchengeräte Quirl und Schöpfer verwechselt hatte. - Einmal beobachtete Vater einen Jungen, der zwei Mädels anspuckte. Er wies ihn an, sich nach der Pause in seinem Klassenzimmer ans Pult zu stellen und Lehrer Klemm alles zu erzählen. Herr Klemm nahm, als er den Vorfall gehört hatte, das Lineal und gab ihm einen Streich auf die rechte Hand, „Und nun die linke Hand für das andere Mädchen!“ Der Junge antwortete: „Herr Klemm es war nur eine Spucke.“

Mein zweiter Lehrer im 3. und 4. Schuljahr war der Schulleiter der Pestalozzischule, Herr Schiertz, dessen im zweiten Weltkriege gefallener Sohn Gerhard in die gleiche Klasse ging. Wir bemühten uns immer, bessere Ergebnisse zu erzielen als der andere, das setzte sich auch im Gymnasium noch fort. Gerhards älterer Bruder verunglückte um diese Zeit beim Baden in der Elbe.

Auch unsere Familie traf das Schicksal hart, denn am 10. März 1923, zwei Tage nach Ihrem 11. Geburtstag, beendete meine Schwester Gudrun ihr Leben in einem Anfall von Schwermut. Sie hat den Tod der Mutter nie verwunden und das mochte sie an ihrem Geburtstage besonders gefühlt

haben, zumal die Stiefmutter in ihrer robusten, auf praktische Dinge ausgerichteten Art wenig einfühlsam war. Die tiefe Tragik von Gudruns Schicksal habe ich damals nicht verstanden. Ich weiß nur, dass die Einsamkeit mich sehr belastete, denn wir hatten ein sehr gutes Verhältnis und haben uns nie gestritten.

1925 fand die Aufnahmeprüfung für das Realgymnasium Radebeul statt, die ich als Bester bestand. Wegen sehr großer Schülerzahl wurde die Sexta in zwei Zügen gebildet. Ich kam in die Sexta A, die wegen Raummangels im Gymnasium selbst in der fast zwei Kilometer entfernten Pestalozzischule untergebracht wurde. Die Schüler unterstanden nicht der Disziplin der Volksschule und deren Lehrer kümmerten sich nicht um die Sextaner. Wegen der Entfernung kamen die Gymnasiallehrer meist verspätet, und es ging dann in den langen Pausen oft sehr vergnügt zu. Vom Klassenzimmer aus konnte man die Pestalozzistraße einsehen und wenn dann der Lehrer gesichtet wurde, begrüßte man ihn von oben mit dem Spitznamen, so z.B. den einarmigen, kriegsversehrten Dr. Schöne mit „Fridolin, Fridolin“, den Dr. Prüß mit „Willi, Willi“. Bei Dr. Schubert, dessen Spitzname „Stift“ war, wagte man es aber nicht.

Die Lehrer des Radebeuler Gymnasiums waren meist mäßige Pädagogen, das begann mit dem Oberstudiendirektor lic. theol. Fritzsche, einem bigottem Eiferer, der eine sehr schöne Adoptivtochter hatte. Einige Lehrer hatten nur sehr bescheidene pädagogische Fähigkeiten, wie die beiden Dr. Schöne (Schöpfer und Fridolin) und Dr. Prüß (Willi), deren Unterricht in den Possenspielen der Schüler unterging. Manche versuchten es mit Strafen und Strenge. (Dr. Meyer, Dr. Bergmann und Oberlehrer Kolibabe). Gut waren Oberstudienrat Dr. Wirth, Dr. Thenius, Dr. Schubert und der allzu früh verstorbene Turnlehrer Niezold. In dieser Anstalt wurden die Schüler im Wesentlichen nach Vermögen, Stand und Ansehen der Eltern eingestuft. Die jungen „Herren“ Hoffmann, Söhne des Inhabers der Elektrofirma I.W. Hoffmann konnten z.B. den Dr. Steinbach („Dat“) in den Papierkorb drücken, ohne dass ihnen etwas passierte. Mag sein, dass ich manchmal etwas vorlaut war, eine Eigenschaft, die ich mir nie ganz abgewöhnen konnte, aber fast immer war eine Veranlassung dafür da. Bei Prof. Dingeldey (Der Professorentitel stammte noch aus der Monarchie. Gymnasial- und Seminaroberlehrer wurden durch diesen Titel beschränkt hoffähig), der Mathematik dozierte, machte bei Ableitungen an der Tafel häufig Rechenfehler. Ich machte ihn dann lautstark darauf aufmerksam. Er betrachtete das als Störung und belohnte mich, indem er mich aus dem Klassenzimmer verwies. Wenn er dann den Fehler selbst nicht fand, musste ich wieder hereinkommen, den Fehler zeigen und wurde anschließend wieder hinausgestellt.

In der Untersekunda bekam ich wieder einmal im Betragen die Note „1b“, was einen Tadel ausdrückte, obwohl ich weder eine Strafstunde oder Strafarbeit noch einen Eintrag ins Klassenbuch hatte. Als mein Vater deshalb beim Rektor nachfragte, wie das zu erklären wäre, wo doch ein anderer Schüler den Herrn Dr. Steinbach mit einem faulen Apfel beworfen hätte und dennoch die Note 1 erhalten habe, meinte „lic theol“, bei mir hätte man gar nicht erst debattiert, es sei doch klar, dass ich die gegebene Note verdient hätte, während es bei Schmidt eine einmalige Entgleisung gewesen sei. Das war für mich der Anlass zur ersten selbständigen Entscheidung in meinem Leben.

Ich wollte in die Landesschule in Klotzsche wechseln. Vater war einverstanden, dass ich mich dort zur Aufnahmeprüfung meldete. Die Landesschule war aus dem Königlich Sächsischen Kadettenkorps hervorgegangen. Man wollte nach dem Ende des ersten Weltkrieges, als das Korps durch den Versailler Vertrag aufgelöst wurde, die Kadetten in einem normalen Gymnasium zum Abitur führen und außer in den Fürsten- und Landesschulen in Meißen und Grimma eine weitere höhere Schule für begabte Kinder aus den ländlichen Bezirken und für Auslandsdeutsche schaffen. Einer der damals übernommenen Kadetten war der spätere Schauspieler Victor de Kowa. Damals hieß er allerdings noch Kowarzik. Wegen der Teilnahme der Angehörigen der Infanterieschule in Döberitz am Kap-Putsch, wurde diese Schule nach Dresden verlegt. Die Heeresverwaltung nahm die Baulichkeiten des ehemaligen Kadettenkorps an der Marienallee in Anspruch. Die Landesschule erhielt ein nach den Entwürfen des berühmten Bauhausschülers Tessenow erbautes neues Heim auf dem Thümmelsberg, am Südostrand von Klotzsche, gegenüber dem Schänkhübel. Dort waren in 5 Doppelhäusern, um einen Innenhof gruppiert, 12 Abteilungen (jede mit 21 Schülern) untergebracht. Jede Abteilung hatte ein Wohnzimmer für 10 und eines für 11 Jungen. Im Obergeschoß befanden sich die entsprechenden Schlafräume, ein Schrankzimmer und ein Waschraum, in welchem jeder sein eigenes Waschbecken hatte. Dazu gab es in den Waschräumen noch mehrere Duschen unter denen jeder morgens zu duschen hatte.

Nach problemlos bestandener Aufnahmeprüfung trat ich Ostern 1931 in die Landesschule ein und kam in die 8. Abteilung, deren Erzieher Studienrat Dr. Reupert war. Er ließ sich nicht viel in der Abteilung sehen und überließ die Tagesgeschäfte den Ältesten. Am obligatorischen, 15 Minuten dauernden Frühsport, nahm er aber regelmäßig teil.

Der den Tageslauf beginnende Frühsport bestand aus Freiübungen und Waldlauf. Das Regime basierte auf den Gepflogenheiten des Kadettenkorps, war aber den demokratischen Gedanken der Zeit angepasst worden. So

wurden z.B. die Stubenältesten von der Ältestenversammlung vorgeschlagen, die sich aus den gewählten Klassenältesten der Oberstufe und sämtlichen Stubenältesten zusammensetzte. Geleitet wurde die Ältestenversammlung durch den Hausältesten, der als einziger Schüler ein eigenes Zimmer besaß und ebenfalls vom Plenum gewählt wurde. Somit gab es bei voller Besetzung 253 interne Schüler. Dem Oberstudiendirektor Prof. Dr. Curt Fischer war die Bestätigung aller Ältesten vorbehalten. Hausältester bei meinem Eintritt war Eberhard Trützscher-Elsa, dann Heinz Knietzsch und in unserem Jahrgang Ernst Schmidt. Meine Abteilungsältesten waren Edelmuth Scherzer, Helmut Poser und zuletzt Walter Richter. Ich selbst war Stubenältester. Beim Eintritt in ein neues Kollektiv wird man zunächst erst einmal „berochen“. Da ich aber sowohl in Litteris als auch in dem in der Landesschule hochrangig eingeordneten Sport Leistungen aufweisen konnte, wurde ich bald ein vollgültiges Mitglied.

Da die Schule ihre eigenen, großzügig angelegten Sportstätten hatte, ging man im Sommer nach, im Winter vor der festgelegten, durch die Ältesten beaufsichtigten Arbeitszeit zum Sportplatz. Auch ich, der „Neue“, ging mit zum Sportplatz. Dort traf ich auf eine Gruppe, die mich ansprach, ob ich wohl eine bestimmte Sportdisziplin vorzöge. Das war Leichtathletik, insbesondere Mittelstreckenlauf. Ich hatte in Radebeul täglich ca. 2 km Schulweg und da ich früh immer mit der Zeit knapp war, musste ich die Strecke fast täglich im Dauerlauf zurücklegen und war daher gut trainiert. Der Schüler Thomas fragte mich nun, ob ich über 800m gegen ihn antreten würde. Ich meinte, ich traute mir zu, ihn zu besiegen. Ich wusste nicht, dass er damals der Beste der Schule über diese klassische Mittelstrecke war. Es gelang mir, ihm über 10m abzunehmen und war nun sofort „der Neue, der Thomas geschlagen hat“.

In Latein konnte ich die Früchte der „satanischen Disziplin“ des Radebeuler Altphilologen Dr. Tuisko Reibstein ernten, der eine sture Vokabeldressur durchgeführt hatte. Am Beginn jeder Lateinstunde stand das Abfragen beliebiger Vokabeln aus dem Lehrbuch. Dabei musste der Primus die Vokabeln in Latein oder Deutsch ansagen und „Keikei“ zeigte auf einen beliebigen Schüler, der dann die Vokabel wissen musste, wobei auch Biegung bzw. Beugung, bei Präpositionen der nachgezogene Fall und Idioms mit benannt werden mussten. Wer nicht konnte, musste die ganze Seite als „Gedächtnishilfe“ abschreiben. Mit dem bei mir vorhandenen analytischen und konstruktiven Denken war ich dann in Latein so gut, dass meine neuen Klassenkameraden der Meinung waren, das betreffende Lesestück sei schon in Radebeul dran gewesen, was aber nicht der Fall war. Ich war schnell an der Spitze der Klasse, kaum eine Note unter 2a (Die Notenskala war damals: Sehr gut 1 und 1b; gut 2a; 2 und 2b; Befriedigend 3a, genügend 3 und ungenügend 3b oder schlecht 4 und 5). Da ich auch in Betragen und Fleiß

keinen Tadel hatte, zierte das Halbjahreszeugnis die Bemerkung „wird gelobt“.

Da unsere Schüler zum Teil weite Heimreisen hatten, bekamen wir einen Tag eher Ferien. Das nutzte ich aus, um der alten Schule in der großen Pause einen Besuch abzustatten, mit der neuen Mütze (blaues Kadettentuch und grünweißes Band) und dem Zeugnis in der Hand, welches ich dem Aufsicht führenden Dr. Bergmann präsentierte mit der Bemerkung, dass die Landesschule kein „Zuchthaus“ sei, wie Herr Dr. Reibstein meine, sondern eine sportliche Schule mit wunderbaren Lehrern. Das hatte zur Folge, dass Rektor Fritzsche in seiner Bußpredigt nach den Ferien von anderen Schülern sprach, die stolz auf ihre Schule seien und die Schülmütze trügen, was bei den Radebeuler Gymnasiasten verpönt war. Das trug mir allerdings die Missbilligung der alten Kameraden ein: „Das mit der Mütze hättest du uns ersparen können!“. Meine Berichte veranlassten meinen besten Freund, Frank Kühne (Er stammte aus der Hochbaufirma Lossow und Kühne, die u. a. den Dresdner Hauptbahnhof gebaut hat) auch den Sprung in die Landesschule zu wagen. Später folgte uns noch Karl-Franz Pfaff (Mähne) aus der gleichen Klasse. Franks Schwester Ruth war meine Freundin und als das bekannt wurde hieß es, da ist Franky ja dein „Schwoocher“. Damit war sein Spitzname gefunden, der auch erhalten blieb, als Ruth einen Fahnenjunker zum Tanzstundenherren hatte, gegen den ich nicht konkurrieren konnte. Franky hatte eine 198 cm³ NSU, die damals als steuer- und fährerscheinfreies Leichtmotorrad eingestuft war.

Bei den Reichsjugendwettkämpfen 1933 war ich Mitglied der 10x100 m-Staffel und brauchte nicht mit der übrigen Schule im Fußmarsch zur Ilgenkampfbahn zu gehen. Weil wir nach Abschluss des Festes nach Radebeul fahren wollten, bat mich Franky, die Maschine nach Dresden zu fahren. Bis dahin war ich immer als Sozius mitgefahren. Wir übten daher ein halbe Stunde auf dem Wirtschaftsweg in der Schule und dann fuhr ich - bis auf kleine Schwierigkeiten am Albertplatz - ohne Komplikationen bis zum heutigen Rudolf-Harbig-Stadion.

In der Unterprima fand unsere Tanzstunde statt, die von Frau „Major verw. von Nattermüller“ geleitet wurde. Wir lernten noch höfische Tänze und etwas modernen Tanz. Frau Major hatte noch eine Assistentin, die den prosaischen Namen Paula Kunze trug. „Tanzstundenprotektor“ d.h. Beauftragter der Schule war Dr. Uhlig, genannt „Schleuch“. Meine Dame war die Tochter eines Radebeuler Seifenhändlers, deren Mutter sich mühte, etwas Dauerhaftes daraus zu machen, allerdings ohne Erfolg.

Mit einem Freund aus Radebeul machte ich in den großen Ferien lange Radtouren. Die Idee dazu kam uns, als wir, bei der Beisetzung des letzten Sächsischen Königs Friedrich –August, unter vielen Zehntausenden auf der

Devrientstraße standen.

Die erste Fahrt ging über Hof, Nürnberg, Rothenburg o. T., Frankfurt, Köln, Limburg, Eisenach nach Radebeul zurück. Die zweite Fahrt, als Obersekundaner begann mit einer Bahnfahrt bis Leipzig. Dann radelten wir nach Nordhausen, von wo aus es über den Harz nach Goslar und weiter nach Hannover - Porta Westfalica - Rheine ging, bis wir bei Gronau nach Holland kamen.

Die Lastkraftwagen waren zu dieser Zeit meist noch vollgummibereift und durften nicht schneller als 25 km/h fahren. So konnte man sich leicht anhängen. Wir hatten dafür ein langes Seil mit, welches durch eine Öse am Lkw gefädelt wurde. Mit beiden Enden in einer Hand (ein Querholz erleichterte das) konnte man in 6-10m Abstand hinter dem Lkw gefahrlos fahren. Wenn das Zugpferd die falsche Richtung einschlug, ließ man das eine Ende los und fädelt die Leine aus. So gelangten wir nach Doorn, wo es eine sehr schöne Jugendherberge gab, die wir mit unserem Deutschen Jugendherbergsausweis benutzen konnten. In Deutschland zahlte man damals für eine Übernachtung 20 Pfennige musste aber einen Leinenschlafsack mitbringen.

Noch am Abend gingen Hans Große und ich zum „Huize Doorn“, wo Seine Majestät der Exkaiser Wilhelm im Exil wohnte und trugen uns in das Gästebuch ein und wurden dann vom „Hofmarschall“, Graf von Finckenstein angesprochen, dem wir unseren Wunsch nach einer Audienz bei Seiner Majestät vortrugen. Der Graf meinte, Seine Majestät könne nicht jeden empfangen, der Kaiser würde aber am nächsten Morgen einen Spaziergang in das „Rozarium“, seinen Rosengarten machen. Er gab uns Eintrittskarten für diese Anlage. Wir sollten dann dort warten, vielleicht würde Seine Majestät geruhen, uns anzusprechen. Wenn wir etwa Mitglieder der Stahlheim-Jugend gewesen wären, hätte vielleicht die Zeit zu einer Audienz gereicht.

Am nächsten Morgen warteten wir im Rosengarten und um 10 Uhr kam ER. Wir nahmen Aufstellung und Haltung ein, als ER sich nahte. Es waren noch einige andere Jungs dabei. Der Kaiser fragte mich - ich war der Längste und daher Flügelmann -: „Na, bei welchem Regiment hat denn der Vater jedit?“ „Beim Leibgrenadierregiment Nr. 100 in Dresden“ „Dat warn schönes Regiment.“ Das war meine Unterhaltung mit Kaiser Wilhelm. Er stellte übrigens allen sechsen die gleiche Frage.

Unsere Fahrt ging dann weiter nach Amsterdam, wo wir in einer indonesischen Gaststätte „Nasi goreng“ bestellten. Das Gericht war so mit Chili gewürzt, dass wir nur wenige Bissen essen konnten und dann in ein Bayrisches Restaurant eilten, um das Feuer im Hals mit Bier zu löschen.

Die Heimfahrt brachte noch ein Problem, weil der Nachschub an Geld und Essen zu spät in Köln ankam. Da die Post nicht schnell genug nach Alsfeld in Oberhessen nachsandte, saßen wir dort mittellos fest. Nach vielen

Bemühungen ließ uns der Bürgermeister 5 Mark für ein Telegramm nach Hause und bald kam dann Geld. Der Bürgermeister war erstaunt, dass er seine 5 Mark wiederbekam.

1932 fuhren wir erst nach Frankfurt/Oder und von dort mit dem Schiff nach Swinemünde. Ich wurde auf dem kurzen Stück über das Oderhaff seekrank. Wir blieben dann einige Tage in Koserow auf Usedom. Die Rückfahrt führte erst nach Berlin, wo wir unseren früheren Klassenbruder Viktor Meyer besuchten, und dann wieder heim.

1933 bin ich mit Hans Große nach Rheinsberg in der Mark gefahren. Dort wohnte, wie schon weiter oben geschrieben, Tante Lina mit ihrem Hermann. Lina war die Halbschwester meiner Mutter, denn Schicktanskys hatten - beide verwitwet - bei der Heirat Kinder mitgebracht. Es gab also meine, deine und unsere Kinder. - In Rheinsberg waren wir bereits 1920 mit der ganzen Familie gewesen, mit der Bahn, damals noch 4. Klasse, Personenzug. - Hans fuhr dann allein weiter, und ich folgte der Einladung des Dr. med. Hans Haeckel, eines Klassenbruders meines Vaters, nach Hamburg-Harburg, der nach dem ersten Weltkriege noch studiert hatte und in Harburg eine Praxis für Kieferchirurgie betrieb.

Haeckels hatten ein schönes Landhaus in Winsen an der Luhe, wo ich mit hinfuhr. Mehrmals nahm mich Vater Haeckel mit in die Stadt, die ich mir dann bis zur abendlichen Heimfahrt nach Winsen ansah. Ich wurde auch zu einem Rundflug über Hamburg eingeladen, was für mich ein großes Erlebnis war.

Eine Tochter des Bruders von Dr. Haeckel, Zahnarzt in Kiel, Rosemarie, die 13 Jahre alt war, verbrachte auch ihre Ferien in Winsen. Als Haeckels eines Abends im Theater waren, gab es ein sehr heftiges Gewitter und Rosemarie bekam Angst und kam zu mir in mein Schlafzimmer. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Was würden Haeckels wohl gesagt haben, wenn sie heim gekommen wären? Glücklicherweise ließ das Gewitter bald nach und Rosemarie ging in ihr Zimmer zurück. - Ich bin dann über Magdeburg heim gefahren.

Vor 1933 gab es bei Besuchen in Röhrsdorf, wo Onkel Ernst wohnte, lange nächtliche Debatten über die Politik. Der Onkel war erwerbslos und hatte sich mit einer seiner Erfindungen selbständig gemacht. Als Sicherheitsingenieur im Sachsenwerk in Niedersiedlitz baute er für die Hochspannungsprüfung an Elektrobauteilen Prüfspitzen, bei denen die Kontakte automatisch verschwanden wenn der Prüfer das Gerät fallen ließ. Da das Werk Onkel Ernsts einsparen wollte, gestattete man ihm die Werkserfindung selbst zu verwerten. Er richtete sich in Röhrsdorf eine Werkstatt ein, wo er nach dem Tode Großvaters Friedrich Wilhelm 1924 hingezogen war.

Bei den Diskussionen ging es darum, dass die bürgerlichen Parteien, einschließlich der Sozialdemokratie restlos abgewirtschaftet hatten, woran aber auch die maßlosen Reparationsforderungen der Alliierten schuld waren. Es gab weit über 5 Millionen Arbeitslose und die Parteien erschöpften sich darin, sich gegenseitig zu bekämpfen. Wenn es schon einmal gute Politiker gab, wie z.B. Stresemann, so wurden sie meist schnell durch wechselnde Koalitionen gestürzt. So wurde allgemein der Ruf nach radikalen Lösungen laut.

Die Kommunisten verdarben sich ihre zweifellos vorhandenen Chancen durch den damals gezeigten „Zweckinternationalismus“, die Religionsfeindlichkeit und durch ihre zersetzende Propaganda gegen Ehe und Familie und weil die in Massen einströmenden Ostjuden meist sehr links tendierten, wenn sie nicht wie Barmat, Sklarek und Kutisker, den Staat um Millionen betrogen. Es blieb dann nur der Nationalsozialismus, der sich als Sozialismus mit nationaler Prägung präsentierte und für den Erhalt der ethischen Werte Familie, Volk und Vaterland eintrat.

Wenn man also die Schuld für den zweiten Weltkrieg und die ethnischen Verfolgungen sucht, so muss man sie den unvernünftigen und selbstsüchtigen Parteipolitikern der Weimarer Republik anlasten, die die Fahrt in die Diktatur von rechts oder links hätten verhindern können.

Da das Ende der Schulzeit nahte, wurde die Frage der Berufswahl immer dringlicher. Einerseits hatte ich schon seit längerer Zeit Interesse an mathematischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen, andererseits hätten mich auch Fragen der vergleichenden Sprachwissenschaften sehr interessiert, ich war sowohl in Mathematik und Physik als auch in den Sprachen (vor allem Latein) ein guter Schüler. Die Schule hatte mich indessen auch mit ihrer soldatischen Tradition stark beeinflusst. Das führte dazu, dass ich mich als Unterprimaner bei der Nachrichtenabteilung 4 in Dresden für die Offizierslaufbahn bewarb. Die durchgeführte Testprüfung und mein Schulzeugnis ergaben die Beurteilung „sehr gut geeignet“. Mein Vater war aber der Meinung, die Ereignisse nach dem letzten Kriege hätten die Unsicherheiten dieses Berufes gezeigt, und ich sollte erst einen bürgerlichen Beruf im Studium anstreben, dann könnte ich immer noch Berufssoldat werden. Da damals die Volljährigkeit erst mit 21 Jahren eintrat, musste ich der Bewerbung das Einverständnis des Erziehungsberechtigten hinzufügen. Das gab mir mein Vater aber nicht. Ich wurde also aus der Liste der Bewerber gestrichen.

Ich hatte das Gymnasium in Radebeul mit der besten Aufnahmeprüfung begonnen. Da aber das Fußballspiel auf dem „Turnerplatz“ (ein kleiner Sportplatz an der Schillerstraße, wo jetzt die Schleife der Straßenbahn ist)

viel interessanter als Hausaufgaben war, konnte ich den ersten Platz nicht halten, weiter herunter als bis zum 4. Platz ging es aber nie. - In der Sekunda hatte ich zwar wieder den besten Durchschnitt, wurde aber nicht Primus, weil ich bei mehreren Lehrern „hing“. Das führte, wie weiter oben geschildert zu meinem Übergang in die Landesschule.

Auch in der Landesschule begann ich auf dem 4. Platz, verbesserte mich aber in jedem Jahr. Vor allem gelang es mir, meine Leistungen in Deutsch zu verbessern. Das kam auf folgende Weise: Bei Hausaufsätzen bemühte ich mich nach den Regeln der Kunst erst Material zu sammeln, dieses dann systematisch zu ordnen, eine Gliederung aufzustellen und dann den Text zu formen. Trotz aller Mühe schrieb der Deutschlehrer Dr Johannes Schmidt (Minimax) immer wieder: „Verfasser könnte mehr“ oder „Erkünstelt“ oder „Scheint von Gelesenem beeinflusst“. Als nun wieder einmal ein Hausaufsatz anstand, machte ich nichts und ging am Tage vor der Abgabe nach Hellerau in das Cafe „Zincke“ und setzte mich bei einer Tasse Kaffee und einer Schachtel „Sultan Nr. 6“ (6 Stck. zu 3 1/3 Pf.) in das Hinterzimmer und schrieb ein blaues Aufsatzheft voll. Nach einigen Tagen kam „Minimax“, der ein verhinderter Schauspieler war, mit den korrigierten Aufsätzen in die Stunde. Ich machte mich auf ein Strafgericht gefasst. Aber nichts dergleichen geschah, im Gegenteil: ich musste vorkommen und meinen Aufsatz vorlesen und er sagte: „Ich habe es doch gewusst, dass Sie es können!“

In der Folge waren meine Aufsätze immer bestens bewertet. So kam es, dass ich zu Michaelis 1933, im letzten Halbjahr wieder auf den ersten Platz gesetzt wurde und mich „primus omnium“ nennen konnte.

Auch mein Abituraufsatz über das Thema „Die Volkheit der Deutschen liegt vor uns, nicht hinter uns“ wurde so hoch bewertet, dass ich ihn - zur Freude meines Vaters - zur Entlassungsfeier vortragen durfte. Das Abiturzeugnis trägt das Datum vom 3. März 1934 und ich bekam als einziger die Gesamtnote „sehr gut“ (1b).

Ich entschloss mich, Gymnasiallehrer in den Fächern Mathematik, Physik und Chemie zu werden. Das Sächsische Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts hatte einen „numerus clausus“ für das Höhere Lehramt verfügt und so musste ich auch in diesem Falle eine Aufnahmeprüfung machen. Das Ministerium teilte mir bald mit, dass ich die Zulassung abholen könne. Die Urkunde wurde mir im Auftrage des Ministers Meint von der Ministerialrätin Frau Dr. Dyck überreicht. Sie machte mich insbesondere darauf aufmerksam (die NSDAP war inzwischen an die Macht gekommen), dass ich mich in der nationalen Bewegung d.h. in der Hitlerjugend oder in der SA (Sturmabteilung der NSDAP) zu betätigen und zu bewähren hätte. Das Schreiben besitze ich noch. Nach einem fehlgeschlagenen Versuch, in die SS einzutreten (Ich war dem untersuchenden, einem Affen ähnelnden SS-Arzt nicht arisch genug) meldete ich mich in der HJ an.

Die Meldung bei der HJ hatte zunächst kaum Folgen, da ich bald zum Arbeitsdienst kam und dann das Studium in Darmstadt begann. - Der Jahrgang 1914 war der erste, bei dem der „Freiwillige Arbeitsdienst“ für alle Abiturienten, die studieren wollten, zur Pflicht gemacht wurde. Die „Deutsche Studentenschaft“, eine Körperschaft öffentlichen Rechtes, sandte mir dazu ein „Pflichtenheft“ zu, welches vom Lagerführer des Arbeitsdienstes auszufüllen und bei der Immatrikulation eine „conditio sine qua non“ war.

Ich wurde in das Lager 5/154 eingewiesen, welches in Radebeul, in der ehemaligen Hoffmannschen Fabrik, untergebracht war (jetzt Bernhard-Voss-Straße). Es wurde die Verlängerung der Johannisbergstraße nach Lindenau gebaut. Die Verwendung motorisierter Hilfsmittel war verpönt. Beispielsweise wurden Bohrlöcher für Sprengungen nur von Hand gebohrt, wobei ein Arbeitsmann den Bohrmeißel halten musste und drei Mann mit dem Vorschlaghammer schlugen. Als ich dazu eingeteilt wurde, hatte ich die meiste Angst davor, dass ich durch einen daneben gehenden Schlag den Bohrer führenden Kameraden verletzen könnte. Die Gefahr wurde im Verlauf der Schicht immer größer, da die Kräfte schnell nachließen. Am Ende war es aber gut gegangen und ich hatte nur einen schrecklichen Muskelkater. Aber die sportliche Betätigung in der Schule ließ diesen schnell abklingen und die weiteren Tage brachten keine Schwierigkeiten mehr. Die Schlafsäle des Lagers lagen unter dem Dach und da ich am 7. Mai 1934 eintrat, war es nachts sehr heiß und man konnte schlecht schlafen. Sämtliche ca. 200 Arbeitsmänner lagen in einem Raum und so gab es in der Nacht ein unaufhörliches Kommen und Gehen, was auch nicht zur Verbesserung der Nachtruhe beitrug.

Eine zweite Baustelle des Lagers war gegenüber der Gohliser Windmühle. Wir legten unterhalb von Kaditz einen Elbdamm an und holten den Sand dazu aus dem „Kaditzer Tärnisch“. Das ist die Ecke nördlich Spitzhaus- und Kötzschenbrodaer Straße. Jetzt ist eine Tankstelle und ein Gewerbegebiet dort. Die Feldebahnwagen, mit denen der Sand geholt wurde, wurden von drei Mann bewegt. Zwei schafften es auf dem Weg von der Sandgrube bequem, da es eben oder leicht bergab ging. Möbius Schackert und ich, drei Abiturienten, machten es so, dass jeweils einer im Wagen fuhr und den anderen aus der Zeitung vorlas; der Aufsicht führende Feldmeister (in der Hierarchie einem Leutnant vergleichbar) sah das als Faulheit an, und es wurde uns untersagt. Auf die Idee, Dieselloks einzusetzen und damit das Bautempo zu erhöhen, kam man aus ideologischen Gründen (siehe oben) nicht.

Eines Tages erschien der Sportreferent des Arbeitsgaues und stellte fest, dass einige leichtathletisch gut ausgebildete Abiturienten im Lager 5/154

vorhanden waren. Da man offenbar das Ansehen des Arbeitsdienstes durch Sporterfolge heben wollte, holte er uns und noch Fritz Poneli (der im Dresdner Sportklub mit Möbius bei dem späteren Freiburger Sportprofessor Waldemar Gerschler trainiert hatte) in ein Sportlager in Bonnewitz bei Pirna sehr zum Ärger des Lager führenden Oberfeldmeisters und des betrügerischen Lagerverwalters (sozusagen der Hauptfeldwebel). Diesen hatte ich beim Appell vor der Front bezichtigt, die Lebensmittel ungerecht zu verteilen, weil bekannt war, dass er sich mit seinen Freunden die besten Bestandteile der Lieferungen zukommen ließ, natürlich war das meinem Ansehen bei den Vorgesetzten nicht dienlich. So war es günstig, dass wir nach Bonnewitz entschwanden.

Die Mannschaft des Arbeitsgaues hatte einige beachtliche Erfolge, aber der Groll des Lagerführers war dadurch nicht beseitigt. Das Lager bereitete sich gerade darauf vor, zu Fuß zum Reichsparteitag zu marschieren. Wir Abiturienten wurden aber nicht mitgenommen, diese Herabsetzung tat uns nicht weh und als wir später hörten, wie schlecht die Bedingungen unterwegs gewesen waren, konnten wir uns nur freuen. Die letzte Rache traf mich am 13. Oktober, als man mich mit dem Prädikat „zum Arbeitsmann geeignet“ entließ. Man bildete sich ein, dass die Offiziere des Heeres diese Einstufung beachten würden. Aber bei der Truppe hat niemand nach dieser Bewertung gefragt.

STUDIUM UND MILITÄRDIENST

Ich wollte gern an einer Technischen Hochschule im Rheingebiet studieren. Der studentische Gaureferent beim Arbeitsgau 15, der spätere Professor für Fördertechnik an der Verkehrshochschule Dresden, Wolfgang Hupe, empfahl mir Darmstadt, wozu mir auch der Mathematiklehrer der Landesschule Dr Meyer geraten hatte. Dort war dessen Konsementer Albin Walter Professor für praktische Mathematik. Hupe verfolgte das Interesse des Deutschen Studentenbundes, weil in Darmstadt in der Leitung des Bundes ein Referent für Arbeitsdienst fehlte, was ich werden sollte. Ich wurde am 25. 11.1934 in Darmstadt immatrikuliert.

In Mathematik und Chemie hatte ich dort ausgezeichnete Lehrer. Der erwähnte Albin Walter arbeitete damals schon zielbewusst an der maschinellen Rechentechnik, damals aber fast ausschließlich auf mechanischer Basis. An elektronische Systeme war noch nicht zu denken. Die Vorlesungen von Eduard Zintl, einem Schüler Hönigschmidts, über Anorganische Chemie waren rhetorische, experimentelle und wissenschaftliche Meisterleistungen. Er leitete die Vorlesung ein, indem er die Chemie als ein großes Mosaikbild vorstellte. Man müsse erst viele einzelne Fakten - die Mosaiksteinchen - einsetzen, ehe man die Gesamtkonzeption erkennen könne. Wir sollten daher nicht ungeduldig werden, sondern die mühselige Arbeit des Erlernens der Einzelheiten auf

uns nehmen. Der Vergleich hat sich dann in vollem Umfange bestätigt. Oberassistent war bei ihm damals der später berühmt gewordene Kohlschütter.

Der Experimentalphysiker Rau konnte mit Walter und Zintl nicht mithalten. In der Vorlesung gab es oft Unruhe, dann wehrte er sich mit der Bemerkung: „Meine Damen und Herren, die Kleinkinderbewahranstalt ist immer noch auf der Rheinstraße!" Bei meinem bescheidenen Monatswechsel von 100 Reichsmark konnte ich mir kein möbliertes Zimmer leisten und ich wohnte daher im Kameradschaftshaus an der Ramstädter Straße. Die Aufgaben für den Arbeitsdienst bestanden in der Betreuung von Studenten in den hessischen Arbeitslagern und führten mich bis nach Kassel. Trotz der knappen Mittel habe ich mir noch Geld für einen Fahrschulkurs abgespart und bestand die Fahrprüfung 1935. Allerdings musste ich meist etwa ab dem 20. des Monats, mittags auf die Wurst zum Kartoffelsalat verzichten. Tante Martha schickte mir aber öfter mal ein Paket mit Wurst.

Noch während der Arbeitsdienstzeit hatte ein Besuch meines Vaters mit mir bei der Witwe seines im Kriege als Offizier gefallenen Klassenbruders Lunkwitz zur Bekanntschaft mit Irmgard Lunkwitz geführt. Dies und die Schwierigkeit der Eltern mit der Finanzierung des Studiums in Darmstadt (Neben den Unterhaltskosten waren noch Studiengebühren und Fahrtkosten zu zahlen) führten dazu, dass ich ab Wintersemester 1935 in Dresden weiter studieren sollte. Am 29. Juni 1935 wurde ich in Darmstadt exmatrikuliert und wurde auch von meiner Aufgabe in der Hochschulleitung der Studentenschaft entbunden. Immerhin hatte ich einigen Kommilitonen bei Streitigkeiten mit ihren Lagerführern helfen können.

Durch das Training in der Schule und im Arbeitsdienst war ich in guter Form und gewann in Darmstadt die Hochschulmeisterschaft im 10km-Geländelauf. Die Teilnahme an den Reichsmeisterschaften, die in Berlin stattfanden, brachte mir aber nichts ein, da ich mit einer starken Grippe angereist war.

In Dresden wurde ich am 25. November 1935 eingeschrieben und hörte Physik bei R. Tomaschek, einem Lennardschüler, der wie dieser eine „Deutsche Physik" vertrat. Er gab das Lehrbuch, von Grimsehl neu heraus. Mathematik hörte ich bei Lagally, dessen Vorlesungen sich durch große Klarheit auszeichneten. Wichtig für meine Zukunft war auch die analytische Chemie von Menzel. Das anorganische analytische und präparative Praktikum nahm viel Zeit in Anspruch. In Physik belegte ich das Praktikum, welches vom Oberassistenten Karl-Heinz Krutzsch geleitet wurde. Im folgenden Sommersemester kam bei Lagally noch Vektorrechnung

und Theorie der Felder hinzu.

Inzwischen war die Wehrpflicht ab Jahrgang 1914 auf zwei Jahre ausgedehnt worden. Da ich nicht als fertiger Akademiker über den Kasernenhof rennen wollte, entschloss ich mich, keine weitere Zurückstellung zu beantragen und beabsichtigte, das chemische Praktikum bis zum Semesterende abzuschließen. Ich war daher empört, als ich bei Semesterbeginn meinen Arbeitsplatz versiegelt vorfand, weil ich die Kautions nicht bezahlt hätte. Da ich diese aber nachweislich bezahlt hatte, entfernte ich das Siegel trotz des Protestes des Pedells. Das hatte zur Folge, dass kurze Zeit später die Tür vor Prof. Simon aufsprang, der mir wegen dieser Eigenmächtigkeit Vorwürfe machte. Ich zeigte ihm meine Quittung und begründete mein Vorgehen mit Zeitnot und würde mich bei der Deutschen Studentenschaft beschweren, wenn ich Schwierigkeiten bekäme. Grollend verzog sich der Gewaltige.

Etwas später sollte ich ihm im Rahmen meiner präparativen Arbeiten Arsenpentachlorid herstellen, welches er im Rahmen seiner Forschungen auf dem Gebiet der Ramanspektroskopie brauchte. Wegen der giftigen Dämpfe musste es im Freien hergestellt werden. Weil es sehr gut gelungen war, belohnte er mich mit einer edlen Zigarre und der Frieden war wieder hergestellt. Vom Chlor ist mir nicht schlecht geworden, aber von der Zigarre.

Jahre später, als ich 1954 Honorarprofessor geworden war, nahmen wir erstmalig an der so genannten „Professorenunterhaltung“, einem Tanzabend im Elbehôtel Demnitz, teil. Dort erkannte mich A. Simon sofort wieder und meinte, dass ich als Student „ein renitenter Bursche“ gewesen sei.

Im November 1936 trat ich in die 2. Kompanie der Nachrichtenabteilung 24, eine Funkkompanie, ein. Chef der Kompanie war Hauptmann Rose, der aber bald wegen einer beim Reiten erlittenen Schädelverletzung den Dienst quittieren musste. Er wurde ersetzt durch den sehr fähigen Hauptmann Fabry, einen Hugenotten-Nachfahren.

Der Dienst bestand aus funktechnischem Unterricht, wo ich mehr wusste als die Offiziere bzw. der Funkmeister, der mich oft zum Dienst in die Funkmeisterei holte. Dann sehr viel Geben und Hören von Morsezeichen, wo ich bis zu 120 Zeichen pro Minute geben und hören konnte, dazu Chiffrieren und Dechiffrieren und selbstverständlich viel Exerzieren und Schießübungen.

Schon bei den ersten Schießübungen war ich ein sehr guter Schütze und wurde schon als „Spund“ d.h. während der Grundausbildung zum Anschießen der neuen Gewehre mitgenommen. Bei einer Funkübung in Anwesenheit des Armeenachrichtenführers, General Mehnert, schob mir Hauptmann Fabry die Schuld an einem Chiffrierfehler zu, der aber

nachweisbar von der Gegenfunkstelle gemacht worden war. Zum Entsetzen des Hauptwachtmeisters Hauck wies ich Herrn Fabry seinen Denkfehler nach. Darauf der General: „Lieber Herr Fabry, ich glaube der Funker hat Recht, ich wünsche nicht, dass ihm Nachteile entstehen!“ Etwas später bei einer so genannten ökonomischen Musterung beanstandete Fabry meinen Waffenrock, der noch aus der Vorweltkriegszeit stammte und einen großen Teerfleck hatte. Ich entgegnete, dass der Rock von meiner Mutter eben gewaschen worden sei, wodurch sich der Fleck noch stärker abzeichne. Das galt natürlich wieder als Insubordination und eine ähnliche Geschichte bei einer Verladeübung mit Feldverladerampen führte dazu, dass ich bei Fabry „hing“.

Einige Zeit später war eine Schießübung, bei der innerhalb einer Minute zwei liegende, zwei kniende und ein stehender Schuss abgegeben werden mussten. Der Hauptmann (selbst ein schlechter Schütze) stand hinter mir und beanstandete meine Haltung und war sehr erstaunt, als das Ergebnis mit 10, 11, 12, 12, 12 angezeigt wurde. Sofort ließ er mich mit seinem Fahrer in die Kaserne zurückfahren und den Hauptwachtmeister, der zunächst dachte, ich hätte wieder einen faux pas begangen, beauftragen, mir sofort einen Urlaubsschein für zwei Tage Sonderurlaub auszustellen. Von da an gab es keine Querelen mehr. Im Gegenteil, als ich einmal von der Wache gemeldet wurde, dass ich fünf Minuten zu spät „einpassiert“ war, sagte er: „Kommt in den besten Familien vor.“ Er ernannte mich zum Reserveoffizier. - Anwärter. Deshalb musste ich meine Verlobung mit Irmgard Lunkwitz bei ihm melden. Obwohl Irmgards Vater als Offizier gefallen war, gefiel ihm das nicht.

Auch der Hauptwachtmeister, der „Spieß“ Hauck war mir gewogen. Eines Sonnabends wollte ich nach der Dienstaussgabe sofort zum Bahnhof, um den Zug gegen 13 Uhr nach Dresden noch zu erreichen. Auf der Treppe sagte mir ein Kamerad, dass Leutnant Marx von der 1. Kompanie am Kasernentor kontrolliere und alle diejenigen, die zu lange Haare hätten, zurückschicke. Ich sah aber, dass gerade das Fleischerauto an der Kantine vorfuhr und bat den Fleischermeister, mich bis zum Bahnhof im Laderaum mitzunehmen, was auch geschah. So passierte ich das Kasernentor und kam noch rechtzeitig zum Bahnhof Chemnitz-Hilbersdorf. Auf dem Bahnsteig stand schon W. Hauck, der Spieß, und betrachtete mich argwöhnisch. Am Montag früh bestellte er mich in das Geschäftszimmer und wollte von mir wissen, wie ich mit meinen langen Haaren aus der Kaserne gekommen wäre. Als ich es ihm erklärte, wollte er sich fast totlachen und ging sofort in das Unteroffizierskasino, um diese Story dort zu berichten. - Bald darauf verunglückten Hptm. Fabry und Hptwm. Hauck mit dem Auto und waren lange im Lazarett. Der Abteilungsadjutant und Wachtmeister Apel vertraten sie. Apel war ein „Kommisbock“, der mich nicht leiden konnte. Er veranlasste, dass ich am Ende des ersten

Dienstjahres zum Artillerie-Lehrregiment in Jüterbog versetzt wurde. Nach der Rückkehr aus dem Lazarett stellte Fabry fest, dass ich versetzt worden sei und schrieb sofort an den Kommandeur des Regiments in Jüterbog. Dort hatte ich inzwischen beim Regiments-Nachrichtenzug Ansehen erworben, war Gefreiter geworden (man hatte mich in Chemnitz aus Gründen des Stellenplanes als Oberfunker versetzt) und man wollte mich, um mit Fabry zu sprechen, dort als „Avantageur“ behalten. Der Regimentskommandeur bestellte mich zu sich und wollte mir den Verbleib bei der Artillerie schmackhaft machen. Ich bat ihn aber, mich doch für Chemnitz freizugeben, da ich meinen früheren Chef nicht enttäuschen wolle. Er sah das ein und so wurde ich im Januar wieder nach Chemnitz in Marsch gesetzt. Ich wurde sofort zur Rekrutenausbildung eingeteilt.

Im April wurde ich dann zum Unteroffizier befördert, erhielt aber schon die Berechtigung ein Portepée zu tragen, d.h. anstelle der Unteroffizierstrottel am Seitengewehr durften die Reserveroffiziersanwärter (ROA) das silberne tragen und mussten das Mittagessen im Offizierskasino einnehmen.

Die im zweiten Jahre dienenden Soldaten erhielten im Sommer 1938 einen 14tägigen Erholungsurlaub, den ich im inzwischen ans Reich angeschlossenen Österreich verbringen wollte. Meine Verlobung mit I. Lunkwitz war wieder auseinander gegangen, weil sie sich mit einem Weinböhlaer Lehrer eingelassen hatte.

Ich hörte, dass Fräulein Marianne Lohse, deren Familie über Kurt Zschunke, einem Kollegen meines Vaters mit uns bekannt war, einen Urlaub in Zell am See verbringe (Mein Vater hatte sich mit viel Mühe zum Tischlergesellen ausgebildet und bestand die Prüfung als Gewerbelehrer und wurde an der Technischen Lehranstalt der Stadt Dresden als Gewerbestudienrat angestellt und wurde so Kollege von K. Zschunke). Ich schrieb an Fräulein Lohse, ob sie sich die Mühe machen würde, mir ein preiswertes Quartier zu verschaffen.

Als sie mich vom Bahnhof abholte, musste sie mir sagen, dass es ihr nicht gelungen sei. Ich ging darauf zur Polizeistation und bat die Kameraden, mir zu helfen. Insbesondere in den Tiroler Landen war die Vereinigung mit dem Reich mit überschwänglicher Begeisterung aufgenommen worden, wovon heute viele nichts mehr wissen wollen.

Ich erhielt ein Quartier im Hotel „Stadt WIEN“ für 3,50 RM incl. Frühstück, musste aber das Zimmer mit einem Fremden teilen, was mich aber nicht störte. Mit Frl. Lohse verabredete ich einen Tanzabend, wo wir gemeinsame Wanderungen beschlossen. Die erste begann mit einer Fahrt mit einem LKW, der Bauarbeiter zum Tauernmoossee brachte, wo sie an den Kraftwerksanlagen arbeiteten. Wir sind dann in Halbschuhen über Schneefelder (Karlinger Kees) zur Pfandlscharte gegangen, wo ich meiner Begleiterin langweilige Geschichten aus der Landesschule bot. Der Rückweg

führte über das Hotel „Moserboden“, welches bald darauf im Stausee verschwand, zum Kesselfall-Alpenhaus. Von dort aus fuhren wir im offenen Postbus wieder nach Zell zurück, von der riskanten Fahrweise des Postfahrers beeindruckt. Später beschlossen wir eine Bergtour auf den Wildkogel und benutzten die PinzgauSchmalspurbahn. Kurz vor dem Gipfel machten wir Rast. Dort habe ich dann keine Schulgeschichten mehr erzählt. Es war ein wunderschöner Tag und Frl. Marianne hatte in der Wildkogelbaude einen sehr großen Durst. Bei der Heimfahrt in einem ganz neuen Wagen der Kleinbahn schien die Sonne über den Talschluss bei Krimml in das Abteil und sah zwei junge Menschen, die - ganz eng beieinander sitzend, von der Zukunft träumten.

Auf der Heimreise übernachteten wir in Salzburg, Marianne in der Pension Gisela, ich in der Kaserne in Maxglan, wo die Kameraden mir einen Strohsack überließen. Wir besuchten dann gemeinsam Hellbrunn, wo wir Schlagsahne mit Walderdbeeren genossen. Am nächsten Tage fuhren wir dann heim, wir bekamen in Salzburg ein leeres Abteil 3. Klasse (nur Holz) und waren allein. Aber bereits in Regensburg wurde das Idyll durch Mitreisende beendet. - Vater Lohse sagte nach der Ankunft in seiner trocken humorigen Weise: „Das hätten wir billiger haben können.“ Aber uns leuchten diese Tage immer noch hell und strahlend.

Meine aktive Dienstzeit ging mit dem Einmarsch in das Sudetenland zu Ende. Wir rückten vom Truppenübungsplatz Grafenwöhr aus ein und kamen über Vohenstrauß, Plan und Haid bis in die Gegend von Pilsen. Von dort wurden wir nach Teplitz verlegt, wo ich zum Wachtmeister befördert wurde. Herr Fabry teilte mir mit, dass er mich 1939 zur Reserveübung anfordern und mich dann für den Mobilmachungsfall als Zugführer vorsehen würde. Im November 1938 wurde ich entlassen.

Ich setzte mein Studium mit Nachdruck fort und hatte zum Ende des Sommersemesters 1939 alle Fächer abgeschlossen, die für die Meldung zur Prüfung für das Höhere Lehramt vorgeschrieben waren und auch bei Prof. Günther am Realgymnasium Blasewitz Probeunterricht gegeben.

Im August begann die Übung im Rahmen eines Manövers in Mecklenburg, wo wir durch Zufall Benito Mussolini und seinen Schwiegersohn, den Grafen Ciano, sahen. Der Wunsch des Chefs, mich als Zugführer einsetzen zu können, ging nicht in Erfüllung, da mich das Wehrbezirkskommando Dresden für eine andere Verwendung vorgesehen hatte. Bei der Mobilmachung erhielt ich den Befehl, mich bei einer Neuauftellung in der Brauerei Waldschlösschen zu melden. Dort wurde die Nachrichtenabteilung 223 gebildet, deren Kommandeur ein reaktivierter Weltkriegsoffizier war, der inzwischen Weinhandel betrieben hatte. Auch die anderen Offiziere, die

Hauptleute Herz, Neebe, Arnold und Kell, die teilweise als Zugführer eingesetzt waren, hatten keine moderne nachrichtentechnische Ausbildung. Viele Unteroffiziere und Mannschaften waren aus der gleichen Alterskategorie. Es gab auch einige Ungediente, die als Fahrer für ihre eingezogenen Fahrzeuge dabegehalten werden konnten, wenn sie tauglich waren.

Wir wurden bald verladen und der Transport ging über Leipzig nach Frankfurt/Main. Die altgedienten Soldaten machten ernste Gesichter, weil ihnen die Erfahrungen an der Westfront im ersten Weltkrieg große Sorgen bereiteten. Beim Ausladen dort in der Nähe des Hauptbahnhofes, befahl der total überforderte Hauptmann Herz (Telegraphenoberinspektor) in völliger Fehleinschätzung der Lage „Laden und Sichern!“

Einer der Ungedienten versuchte den Anderen die Ausführung des Befehls nachzumachen, behielt aber den Finger im Abzug, wodurch sich beim Durchladen sofort ein Schuss löste, der über unsere Köpfe hinweg pffte. Der völlig entsetzte Herr Herz ließ sofort wieder entladen.

Im Gegensatz zu den Erwartungen blieb die Lage während des Polenfeldzuges an der Westfront völlig ruhig und wir kamen in ein sehr angenehmes Quartier in Oberwesel am Rhein. Offiziere und Zugführer versammelten sich abends im „Goldenen Pfropfenzieher“ zu einem Glase Wein.

Nach dem Polenfeldzug wurden die Kampftruppen in Polen abgelöst. Wir wurden deshalb in den Raum Posen-Gnesen verlegt. Die bunt zusammen gewürfelte Truppe bekam so Gelegenheit zur Ausbildung. Dank der guten Schule in Chemnitz bei Herrn Fabry, stellte ich ein Ausbildungsprogramm auf und führte es auch durch. Dennoch gab mich Herz nicht zur Beförderung ein, sondern den Hauptfeldwebel Thomas. Dieser war mir bekannt, weil er meinen Onkel Walter durch einen betrügerischen Bankrott sehr geschädigt hatte. Er besorgte seinen Freunden Urlaub, wenn sie für ihn als „Butterkurier“ in die Heimat arbeiteten, wobei auch die Familie Herz ihr Teil abbekam. Ich machte Herrn Herz auf diese Dinge aufmerksam. Die Beförderung von Thomas fand nicht statt. Aber ich war wieder einmal in Ungnade gefallen.

Bei einem Unfall bei einer Übung im Schneegestöber (Der Oberfunker Kunick fuhr mich mit dem Motorrad an) wurde ich leicht verletzt und mit Gehirnerschütterung in das Posener Lazarett eingeliefert, aber nach wenigen Tagen wieder entlassen.

Im Frühjahr 1940 wurden wir bei den Vorbereitungen zur Frankreich-Offensive nach Lüdenscheid verlegt. Die Kompanie hatte zwei Funkzüge, den einen führte Hptm. Arnold (Direktor des Gaswerkes Reick) den anderen ich. In der Angriffsvorbereitung musste im Rahmen des Armeekorps ein

Funkplan aufgestellt werden. Arnold konnte das nicht, ich hatte es aber bei Fabry gelernt. Herz musste den Funkplan beim Armeenachrichtenföhrer vortragen, konnte aber die dazu gestellten Fragen nicht beantworten und musste zugeben, dass ein Wachtmeister den Plan entworfen hätte, obwohl es eine „Offizierssache“ war. Nun wurde er angehalten, den Offiziersanwärter alsbald zur Beförderung einzugeben und die Dinge nahmen ihren Lauf.

Wir wurden dann zur Belagerung der starken Festungen um Lüttich eingesetzt. - Ich bin viel später einmal bei einer Tagung in Lüttich in einem riesigen Fort der Festungskette gewesen (Es war der Universität zur Nutzung übergewen worden). - Wir zogen später den Kampftruppen hinterher durch Belgien, Nordfrankreich, Paris, über Montargis, Pont l'evéque bis an die Küste bei Deauville. Mein Offizierspatent erhielt ich unterwegs in Anseghem.

„Mit Wirkung vom 1. Mai wird mit einem Rangdienstalter vom 1. Mai 1940 zum Leutnant beförbert:

Jungnickel, Heinz
(Dresden III)

Nachrichten Abt. 223 Ord. Nr. 546
(Nachr. Abt. 24)“

Von Deauville konnte ich einige Ausflüge mit dem Motorrad machen. So z.B. nach Honfleur, Caen und am Mt. St. Michel vorbei nach St. Malo, wo ich Herrn Fabry besuchte. Im Herbst wurde ich zu einem Kurs an der Heeresnachrichtenschule in Halle kommandiert. Der Kurs war mit einem Urlaub verbunden, den Marianne und ich am 3. November 1940 zur Verlobung nutzten.

Meine Truppe war inzwischen nach Chatellerault verlegt worden. Mit dem Oberfunkmeister Otto Wenke, der bald darauf zum Leutnant beförbert wurde, wohnte ich im Privatquartier.

Als wir eines Abends vom Kasino nach Hause gingen, kamen wir bei der Feldpolizei vorbei, bei der das ebenerdige Fenster des Dienstzimmers offen stand. Die Polizisten schliefen fest. Wir stiegen ein und nahmen alle Dienstwaffen an uns und übergaben sie am nächsten Morgen der Kommandantur. Man kann daran sehen, wie ruhig und friedlich es zu dieser Zeit in Frankreich war.

Da unsere Abteilung teilweise bespannt war, kam bald ein Champignonzüchter aus der Umgebung in die Kommandantur, wo ich wegen meiner guten Französisch-Kenntnisse Dienst tat, und bat um die Überlassung von Pferdewurst, den er vorher von der französischen Reiterabteilung bekommen hatte. Ich ließ mir ein Pferd satteln und besuchte den Betrieb, der in einer nahe gelegenen Kalkhöhle arbeitete. Das Kasino bekam dann regelmäßig frische Pilze.

Anfang 1941 hatte ich in Chatellerault den Antrag beim Oberkommando des Heeres gestellt, meine Heirat mit Marianne zu genehmigen. Alle Offiziere

mussten ihre Eheschließungen genehmigen lassen, ein Rest des Ehrenkodex der Kaiserlichen Armee. Da es keine Gründe gab, die dem entgegenstehen könnten, fuhr ich am 11. März, bepackt mit frisch geschlachteten Puten und mehreren Flaschen Sekt, begleitet von meinem Burschen Kannegießer nach Hause. Die Genehmigung war noch nicht da. Aber der ehemalige Lehrer Dr. Meier (Bumbum s.o.), der Oberstleutnant im Generalkommando in Dresden war, half mir und so konnte die Hochzeit am 15. März vor dem Standesamt in Radebeul und in der Lutherkirche stattfinden. Peter Zschunke, Armi Rothe (Tochter von Tante Martha) sowie Eva Zschunke streuten Blumen, unsere Väter waren Trauzeugen. Am 17. begann unsere Hochzeitsreise, die uns über Breslau-Lundenburg (jetzt Breclav) nach Wien führte. Wir wohnten im Parkhotel und bekamen am ersten Abend wundervolle Bücklinge, damals etwas Seltenes. Wir besichtigten die Stadt bei grimmiger Kälte und hatten einen Opernbesuch: Daphne von Strauß mit Maria Cebotari. Auf der Weiterfahrt nach Pörschach machte uns ein Major viel Vergnügen, weil er Marianne immer wieder mit „gnä Frau“ ansprach. Wir fuhren an der Burg Hochosterwitz vorbei, die wir damals schon für einen späteren Besuch vormerkten. Am Wörther See blieben wir in Pörschach im Hotel „Werzer-Astoria“ und machten, obwohl es noch kalt war, schöne Ausflüge z.B. nach Moosburg, dem Sitz Arnaulfs von Karantanien. Auch der Klagenfurter Mittagkogel lockte uns schon. Über Linz fuhren wir dann wieder heim.

Wieder in Frankreich erreichte mich ein Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht, durch den ich zum Marine-Observatorium in Wilhelmshaven versetzt wurde. In Wilhelmshaven erfuhr ich, dass diese Dienststelle inzwischen nach Greifswald verlegt worden war.

Ich hatte mich Ende 1939, noch von Polen aus, zur Referendarprüfung gemeldet. Da ich alle Fächer belegt und abgeschlossen hatte (s. o.) wurde auf Grund eines ministeriellen Erlasses die Prüfung genehmigt und ich bestand sie Anfang Januar mit dem Prädikat „gut“ und erhielt in Mathematik, Physik und Chemie die Lehrbefähigung für die Oberstufe. Dadurch war ich offenbar auf eine Liste verfügbarer Physiker gekommen.

In Greifswald wurde mir erklärt, dass ich im wissenschaftlichen Dienst der Kriegsmarine tätig sei und die Dienstbezeichnung Hilfs-Regierungsassessor trüge. (Später wurde Regierungsassessor auf Kriegsdauer daraus.) Ich war im Dienstrang eines Kapitänleutnants, man sprach von „Reißzweckenkapitänen“, die bei der Marine als Rangabzeichen dienenden Ärmelstreifen waren aus Silber, bei den Seeoffizieren aus Gold. Erst hatte ich ein Quartier in der Stadt, Nähe Marktplatz. Dann zog ich in den Uhrturm der Universität, unmittelbar über dem Labor. Dort hat mich meine liebe Frau mehrfach besucht. Einige Male, wenn ich dienstlich in Berlin war, haben wir uns auch in Berlin getroffen.

Die Abteilung, der ich zugeteilt wurde, beschäftigte sich mit den in der Marine verwendeten meteorologischen Messinstrumenten. Das Marineobservatorium bearbeitete den ganzen Komplex der ozeanographischen und meteorologischen Fakten, soweit sie für die Aufgaben der Marine relevant waren. Es gab eine streng geheime Abteilung, die eine Gezeiten-Rechenmaschine besaß, mit der man für viele Häfen und Küstenpunkte an beliebigen Daten Ebbe und Flut sowie die Höhe des mittleren Hochwassers vorausberechnen konnte. Das war wichtig z.B. für den Minenkrieg.

Meine erste Aufgabe bestand darin, die Ursachen für die Fehlmessungen der Marine-Radiosonde zu ermitteln. Alle drei Wehrmacht-Teile hatten verrückterweise eigene Radiosonden entwickelt (Ballons mit Wettersendern). Die Marinesonde wich von den beiden anderen ab. Das Prinzip der Marinesonde beruhte auf der Ausdehnung eines in einer Kapillare eingeschlossenen Gasvolumens. Ein Quecksilbertropfen schloss verschiedene Kontakte, wenn er sich beim Aufstieg bewegte. Dadurch wurde die Sendefrequenz geändert. Aus der barometrischen Höhenformel ergab sich die Höhe. Durch Sensoren wurden Temperatur und Feuchte nach unten gemeldet. Die Sonden wurden bei Umgebungstemperatur geeicht und ich vermutete, dass die Kapillaren mit Umgebungsluft gefüllt wurden und die Kondensation des Wasserdampfes die Fehlmessung verursachte. Das Gasvolumen verkleinerte sich und die Sonde musste etwas höher steigen um den Kontakt zu schließen. Die angezeigte Temperatur gehörte dementsprechend zu einer höheren Luftschicht als die bei der Eichung bestimmte. Nachrechnungen mit angenommenem Feuchtigkeitsgehalt und die Nacheichung bei tiefen Temperaturen bestätigten die Richtigkeit der Annahme. Es wurde angeordnet, dass die Kapillaren mit trockener Luft zu füllen seien und der Fehler trat nicht mehr auf.

Von Greifswald ging früher eine Schmalspurbahn über Eldena nach dem verträumten Seebad Lubmin, wo viel später ein Kernkraftwerk errichtet wurde. Auf dem Bahnsteig der Kleinbahn in Greifswald standen nachmittags hintereinander drei Wagen nach Grimmen und drei Wagen nach Lubmin. Sie waren nicht beschildert und ich wunderte mich, dass sich die Leute alle in den letzten Wagen drängelten und stieg in den ersten Wagen. Ich war erstaunt, dass der Zug nicht nach Osten abbog. Der Schaffner fragte mich, wohin ich denn führe. Nach der Antwort: „Nach Lubmin“ meinte er - er mochte Ostpreuße sein - Mannchen, Mannchen, wolln'se mich verappin?“ Es waren die Wagen nach Grimmen und ich musste sehr weit laufen bis ich Lubmin erreichte.

Da ich am 29.11.1941 siebenundzwanzig Jahre geworden war, wurde ich am 1. Dezember zum Regierungsrat a. Kr. ernannt. Die Abteilung wurde von

einem Regierungsrat Dr. Schulze geleitet. Von Dresdner Physikern waren Henker und Gelbke mit dort. Ein weiterer Mitarbeiter war Reinhold Marchgraber aus Wels. Er wie seine Frau waren engagierte Nationalsozialisten und sind später nach Amerika ausgewandert.

Im Frühsommer 1941 begann der Russlandfeldzug und ich bekam bald ein Kommando zum Stabe des Seekommandanten „R“. Dieser Stab sollte die Einrichtungen des Hafens von Kronstadt und Leningrad übernehmen und leiten, was aber nie zustande gekommen ist. Ich traf den Stab in Riga und bekam Quartier im Hotel „Stadt Rom“, wo der ganze Stab um den Kapitän zur See Kopp versammelt war. Jeden Abend nach der „Messe“, wie die gemeinsame Tafel bei den Seeoffizieren hieß, sagte der Käptn: „Meine Herren, ich nehme an, dass sie eine Runde Doppelkopf spielen möchten.“

Als es klar wurde, dass die Einnahme von Leningrad nicht so schnell gehen würde, bat ich den Kapitän, mich inzwischen wieder nach Greifswald zurück zu beordern, was er auch tat.

In Greifswald ging dann die Arbeit weiter. Wir hatten auch ein kleines Versuchsschiff, den „Triton“ auf dem die entwickelten bzw. zu prüfenden Geräte unter Seebedingungen erprobt wurden. Mit ihm fuhren wir einmal bis Kiel. Dort konnten wir auf der Werft einen Panzerkreuzer von unten besichtigen. Eine Dienstreise führte mich bis zum Hafen Brest, wo ein Schlachtschiff im Hafen lag.

Mit Henker, der Pionier-Oberleutnant war, meldete ich mich zur Truppe zurück und wurde auch vom Marine-Observatorium freigegeben. Ich kam zur NachrichtenErsatz-Abteilung 4 in Dresden-Übigau und konnte einige Wochen zu Hause wohnen. Im Frühjahr bekam ich einen Marschbefehl nach Charkow, wo ich mich beim Armeenachrichtenfürher zu melden hatte. Das war Oberst Adam. Er wies mich einer Nachrichten-Nahaufklärungskompanie zu, deren Chef Oberleutnant Lundbeck war. Es war eine Neuaufstellung und außer Lundbeck und dem Hauptwachtmeister war noch nichts da. Es sollten Mannschaften und Gerät im Laufe des Sommers kommen. Nun hätten sie endlich den dritten Mann zum Skat.

Ich meldete mich nun wieder beim Armeenachrichtenfürher mit der Bitte um eine andere Verwendung. Dieser wies mich nun der Panzer-Nachrichtenabteilung¹²⁸ zu, die zur 23. Panzerdivision gehörte. Ich meldete mich beim Abteilungskommandeur, Major Freiherr von Peckenzell und kam in die Kompanie von Oberleutnant Hulzer. Er machte mich zum Ordonnanzoffizier beim Divisionskommandeur, Generalleutnant von Boineburg. In dieser Eigenschaft war ich auch Kommandant des Befehls-panzers des Divisionärs. - Von Boineburg wurde aber während der Bereitstellung in Woltschansk abgelöst, weil sein la-Offizier mit dem Fieseler Storch die Front abgeflogen hatte und mit den Angriffsunterlagen von den

Russen - angeblich - abgeschossen wurde.

Die Division trat dann zum Angriff in Richtung Woronesh an. Dieses wurde aber links liegen gelassen und die Division wurde nach Süden durch den Donbogen geführt. Es kam zu vielen Panzergefechten. Um Tschertkowo wurde hart gekämpft. Dort geriet ich einmal nachts mit dem Panzer in eine Kolonne, in die sich im Dunklen auch einige russische Panzer eingegliedert hatten. Als sie beim Morgengrauen bemerkten, in welcher Umgebung sie sich befanden, ergaben sie sich. Bei Konstantinowskoje überschritten wir den Don nach Süden und erreichten bald Proletarskaja, Salsk, Woroschilowsk, Mineralnye Wody und Pjatigorsk.

Für den abgelösten Generalleutnant v. Boineburg wurde Generalmajor Mack als Divisionskommandeur eingesetzt. Er war ursprünglich Pionieroffizier und interessierte sich auch als Divisionär besonders für Pionierleistungen.

In Woronesh erhielt ich den Auftrag, mit meinem MTW in Richtung Tachta aufzuklären, hatte aber bis dorthin keine Feindberührung.

Die Division erkämpfte dann einen Brückenkopf über den Terek. Der General leitete selbst im schweren Artilleriefeuer die Brückenbauarbeiten und ich musste selbstverständlich an seiner Seite bleiben. Mack befahl dann eine Lagebesprechung im Brückenkopf, die in Shelianssu stattfand. Er saß auf einer Bank vor einer Kiste, daneben war ein tiefes Deckungsloch. Ich stand mit dem Kartenbrett hinter dem General, als noch der Regimentskommandeur der Panzergrenadiere hinzukam, der mich zur Seite schob. Ich stürzte in das vorher nicht bemerkte Loch. Gleichzeitig schlug eine schwere Werfergranate in die Gruppe ein. Der General und ein Major von Hagen waren sehr schwer verletzt. Ich versorgte sie, so gut es ging und brachte sie im Panzer zum Divisionsgefechtsstand zurück, wo sie aber bald verstarben. Für mein Verhalten an diesem Tage, dem 25.8.1942, erhielt ich das EK II.

Oberleutnant Mulzer zitierte aus dem Divisionstagesbefehl: „Lt. Jungnickel hat sich, obwohl erst seit kurzer Zeit MTW-Offizier, im Kd. PPz. des Herrn Div. Kdr. mehrfach durch Kaltblütigkeit und Mut in dieser Tätigkeit ausgezeichnet. Besonders am 15.8.42 auf der Strecke zwischen Pssychurej und Bakssanenok, als er im lang anhaltenden Angriff feindlicher Flugzeuge bei mindestens 30 auf das Fahrzeug gezielten Einzelangriffen mit Ruhe und Sicherheit die Funkverbindung zur Div. hielt. Am 25.8. zeichnete er sich durch Mut und Sicherheit bei den von ihm für die Bergung der Toten und Versorgung der Verwundeten getroffenen Maßnahmen während und nach dem Feuerüberfall in Sheljanssu, bei dem auch der Herr Div. Kdr. den Heldentod fand, aus.“

Bei Kriegsbeginn hatte mir meine liebe Marianne eine Rolleiflex, eine zweiäugige Spiegelreflexkamera, mit dem Format 60x60 geschenkt. Durch

einen besonderen Einsatz konnte man damit auch Filmbilder 24x36mm machen. Ich hatte General Mack noch am Tage vor seinem Tode aufgenommen. Durch die Vermittlung des Mannes einer Klassenschwester von Marianne, General Kauffmann konnte ich diese Bilder der Witwe Mack im Jahre 1987 übermitteln. Andere Aufnahmen aus dieser Zeit habe ich dem Traditionsverein in Sindelfingen übergeben. Darunter sind auch Aufnahmen bei denen ich den Feldstecher als Teleobjektiv verwendete.

Im Frühwinter mussten wir Wladikawkas (Orchdonikidse) aufgeben und wurden zum Entsatz von Stalingrad über Proletarskaja in die Gegend von Abganerowo verlegt. Ich bekam einmal den Auftrag, den Kontakt zu einer rechts angelehnten rumänischen Gebirgsjägerdivision aufzunehmen. Als ich mich mit dem Panzer dem bezeichneten Ort näherte, bekam ich heftiges Feuer. Die rumänischen „Kameraden“ hatten sich über Nacht 40km nach Westen „abgesetzt“. Meldungen über große Truppenkonzentrationen des Gegners im Raume südlich von Stalingrad wurden zunächst von den Stäben nicht geglaubt. Die Russen hielten sehr strenge Disziplin und verboten beim Aufmarsch das Verlassen der Unterkünfte bei Luftangriffen, um uns über die Zahl der Angreifer zu täuschen. Sie marschierten fast nur nachts und dann möglichst nur in einer Spur. Wir wurden von einer Panzerbrigade im Süden umgangen und durch Angriffe aus der Gegend Stalingrad festgehalten. Die Lage war außerordentlich schlecht. Ich hatte noch eine Flasche Schnaps und habe sie mit meinem Stellvertreter, Oberwachtmeister Ramharter aus Innsbruck geleert, weil wir sie nicht mit in die Gefangenschaft nehmen wollten. Da kam ein Melder von der Funkstelle, die die Verbindung zum Armeeoberkommando hielt. Er brachte einen Funkspruch aus dem Führerhauptquartier, der mit einem Sonderschlüssel verschlüsselt war, den nur ich dechiffrieren konnte. Er enthielt den Befehl, dass sich die Division lösen und zum Angriff nach Südwesten bereitstellen sollte. Die SS-Panzerdivision „Wiking“, die aus nordischen Freiwilligen bestand, würde im Morgengrauen aus dem Raum Salsk nach Nordosten antreten und uns einen Durchbruch ermöglichen. Das gelang, und die Division kam durch einen 1 bis 2km breiten Korridor heraus.

Auf dem weiteren Rückzuge stand ich einmal in einem weiten Tal, als über die Höhe in breitem Strom russische Infanterie angriff. Ich hatte mit meinem Panzer ein kleines Stück Frontabschnitt zu verteidigen. Etwa 2km hinter uns stand der ganze Rest des Artillerieregimentes in einem zur Sprengung vorbereiteten Munitionslager und schoss aus vielen Rohren Abpraller in die sich mit Hurrah heranwälzenden Infanteriemassen, die deshalb ins Stocken gerieten und zu fliehen begannen. Da kamen deren eigene Panzer über die Höhe und schossen von hinten in die eigenen Reihen. Wir verließen die Stellung, als die Infanterie bis auf ca. 200 m an uns herangekommen war. Die Infanteristen hatten offenbar nur wenige Gewehre. Ramharter holte aber erst schnell noch seine Handschuhe aus

der Kate, die wir benutzt hatten.

Etwas später bekam ich den Auftrag, mich bei einer Einheit zu melden, die bei Salsk ausgeladen wurde und mit dem Funkgerät meines Panzers die Verbindung zur Division zu halten. Es war eine Abteilung „Tiger“, also schwer gepanzerte Selbstfahrlafetten mit einer 8,8cm Kanone, die für die Luftabwehr entwickelt worden war. Die Tiger waren den russischen T34-Panzern haushoch überlegen. Diese hatten uns bis dahin immer wieder aus unseren Stellungen vertrieben und waren sich ihrer Überlegenheit sicher. Sie erkannten nicht, dass ihnen jetzt andere Gegner gegenüberstanden.

Beim ersten Zusammentreffen mit den russischen Panzern sagte mir der Kommandeur der Tiger ich sollte mit meiner „Pappschachtel“ weit genug dahinter bleiben. Beim ersten Feuerschlag brannten und explodierten fast alle der angreifenden T34, der Rest suchte sein Heil in eiliger Flucht. Von da an ging der Rückzug fast gemütlich in Richtung Rostow.

Major von Peckenzell bekam eine andere Einheit und wir einen neuen Kommandeur, einen Hauptmann Hoffmann, der keine Erfahrung hatte und kleinlich nach Fehlern suchte, um sich Respekt zu verschaffen, was in der Nachfolge des Herrn von Peckenzell nicht einfach war.

Eines Tages übergab ich Ramharter den Dienst mit der Bemerkung, dass ein Funkspruch an die Nachschubeinheit nicht durchgebracht werden konnte. Ramharter meldete diesen Sachverhalt kurz darauf dem inspizierenden Hauptmann, der aber gerade vorher von dem Nachschubführer selbst erfahren hatte, dass er den Funkspruch erhalten habe und daher ja zum Gefechtsstand gekommen sei. Offenbar war die Quittung der Funkstelle beim Nachschub nicht aufgefangen worden. Hoffmann bestrafte Ramharter sofort wegen einer „fahrlässigen Falschmeldung“.

Ich ging daher sofort zu ihm, um Ramharter zu helfen und erklärte ihm, dass Ramharter ja nur meine Aussage wiederholt hätte und dass ihm gar keine Zeit geblieben sei, den Sachverhalt zu prüfen. Das war in den Augen des Kommandeurs Widersetzlichkeit, Insubordination. Er verhängte drei Tage Stubenarrest. Außerdem übergab er mir mehrere defekte Fahrzeuge mit dem Befehl, sie schnellstens zum Kraftfahrpark in Rostow zu bringen. Kraftstoff könne er mir aber nicht geben. Die Fahrzeuge mussten z. T. geschleppt werden.

Bei dieser Fahrt sighteten wir am ersten Abend einen Kesselwagen, der verlassen auf einem Bahnhof auf dem Abstellgleis stand. Wir hatten das Glück, dass noch Benzinreste darin waren, die für uns genügten, um nach zwei Tagen Rostow zu erreichen. Wir übergaben die Fahrzeuge und warteten befehlsgemäß auf das Eintreffen der Abteilung. Wir bekamen ein durchaus brauchbares Quartier bei der Witwe eines Handelsschiffkapitäns. Aus

Abneigung gegen die Kommunisten gab sie sich viel Mühe, um uns die Zeit angenehm zu machen, kochte Tee und bereitete uns warmes Wasser und kochte uns aus den empfangenen Naturalien ein vortreffliches Essen.

Als die Division gerade in Rostow eintraf, bekam ich heftiges Fieber. Der die Abteilung betreuende Oberarzt ließ mich sofort mit Verdacht auf Fleckfieber zur Krankensammelstelle bringen, wo ich ohne weiteres in einen Lazarettzug gelegt wurde. Der Zug bestand aus gedeckten Güterwagen. In der Mitte jedes Wagens stand ein Kanonenofen mit einem Rohr über Dach, der immer am Glühen gehalten wurde. Es waren genügend Wolldecken vorhanden, die aber über und über verlaust waren. Es stellte sich bald heraus, dass die Erkrankung das so genannte „Wolhynische Fieber“ war, das als eine Abart der Malaria galt. Ich hatte noch viele Jahre im Spätherbst erneute Anfälle, oft mit Lungenentzündung verbunden.

Die Lazarette an der rückwärtigen Verbindung waren alle schon überfüllt und wir kamen nach etwa 14 Tagen am 18. oder 19. Februar in Lemberg an, wo das Fieber schon seinen Höhepunkt überschritten hatte. Lemberg hatte selbst keine Lazarettkapazität und war vielmehr nur Umschlagstation. Alle Insassen des Zuges wurden dort sorgfältig entlaust und in Heimatlazarettzüge verladen. Diese bestanden aus umgebauten Schellzugwagen mit weiß bezogenen Betten und gesonderten Wagen für Offiziere. Die Fahrt ging über Krakau-Breslau-Waldenburg nach Görlitz, wo es mir gelang, ein Telegramm nach Hause zu schicken mit der Nachricht, dass der Zug bald in Dresden eintreffen würde.

Marianne fuhr sofort mit beiden Vätern und Stiefmutter Elsa zum Hauptbahnhof, sie erwarteten den Lazarettzug dort. Der Zug wurde aber auf dem Bahnhof „Neudorf“ abgefertigt. Dieser Bahnhof dient nur dem Güterverkehr und liegt unweit der Bürgerstraße bei der Eisenbahnunterführung. Sie erfuhren das erst spät und kamen gerade in dem Augenblick, als die Zuginsassen wieder zur Weiterfahrt einsteigen mussten. Immerhin konnten sie sich überzeugen, dass mir nicht viel fehlte. Der Kommandant des Lazarettzuges hatte Bedenken, dass ich die Abfahrt verpassen wollte, um in Dresden bleiben zu können und machte mir klar, dass das als „unerlaubte Entfernung von der Truppe“ angesehen und entsprechend bestraft werden würde.

So musste ich die weite Fahrt von Rostow bis nach Rilchingen-Hanweiler bei Saarbrücken noch mitmachen, wo wir in einem Lazarett von frommen Schwestern gepflegt wurden. Am 3. März 1943 wurde ich dort entlassen und erhielt einen Genesungsurlaub bis zum 18. März. Anschließend musste ich mich beim zuständigen Ersatztruppenteil, der Nachrichten-Abteilung 32 in Magdeburg melden. Ich hatte Rekruten auszubilden. Im Sommer ging es zwei Wochen zur Gefechtsausbildung in den Harz. Bei einer Übung im Walde bei St. Andreasberg hatte ich eindringlich auf die Bestimmungen bei

Übungen mit Platzpatronen hingewiesen. Dennoch kam es zu einem Unfall, bei dem ein Soldat eine Handverletzung erlitt. In der kriegsgerichtlichen Verhandlung wurde anhand von Aussagen aus der Mannschaft eindeutig festgestellt, dass ich alle vorgeschriebenen Belehrungen und Maßnahmen durchgeführt hatte, so dass das Verfahren eingestellt werden musste. In Magdeburg blieb ich bis zum 13. August 1943. Marianne besuchte mich mehrfach und wohnte im „Magdeburger Hof“.

Dann trat eine entscheidende Wende ein, ich musste mich in Berlin bei einer Stelle melden, die über ausgebildete Physiker zu verfügen hatte. Von dieser Stelle wurde ich dem Reichsbevollmächtigten für die Hochfrequenzforschung, dem Jenaer Professor Staatsrat Esau zur Verfügung gestellt. Man ließ mir die Wahl zwischen den Labors von Prof. Klemm in Danzig, Prof. Falkenhagen in Dresden und Dr. Bachem in Konstanz.

Am 13. August 1943 wurde ich durch eine Kommandantur in Potsdam auf unbegrenzte Zeit in den „Rüstungsurlaub Funk“ geschickt und zwar nach Dresden, da ich mich für das von Prof. Dr. Hans Falkenhagen geleitete „August-Toepler-Institut“ entschieden hatte.

Die drei erwähnten Einrichtungen hatten eine gemeinsame Aufgabe. Sie sollten Wege finden, wie die U-Boote den feindlichen Radarschirm unterlaufen könnten. In Dresden traf ich auch Heinz Henker wieder, der inzwischen auch an der Ostfront gewesen war sowie Karl Rehfeld, Gerhard Gnaß und andere. Während Dr. Bachem die U-Boote mit einem Netz aus abgestimmten Kapazitäten und Induktivitäten überziehen wollte, machte ich den Vorschlag, ähnlich wie bei den Nachtbläsern die Reflexion durch Überzug mit einem geeigneten Stoff zu verhindern. Aus der theoretischen Optik, die von Falkenhagen ganz ausgezeichnet vorgetragen worden war, war bekannt, dass Reflexion immer dann eintritt, wenn sich $Z = \sqrt{\varepsilon/\mu}$ der Wellenwiderstand des übertragenden Mediums, sprunghaft ändert. Wenn man Stoffe hätte bei denen $\varepsilon = \mu$ ist, würde die Welle an der Oberfläche nicht reflektiert, aber dann an der Metallwand zurückgeworfen werden. Nur wenn die Schutzschicht elektrische und magnetische Verluste hätte, wenn also $\varepsilon^* = \varepsilon' - i\varepsilon''$ und $\mu = \mu' - i\mu''$ und die beiden Größen annähernd gleich wären, würde Z ebenfalls annähernd eins werden. Die Welle könnte aber bei entsprechenden Verlusten in der Schicht aufgezehrt werden.

Bei der Suche nach solchen Stoffen fand ich im „ATM“, d. i. das Archiv für technisches Messen, den Hinweis, dass die keramischen Permanentmagnete auf Ferritbasis derartige Eigenschaften haben könnten. Gemessen wurde das aber noch nie. Nun wurde ein Chemiker engagiert, Herr Arledter, ein Bruder von Frau Falkenhagen, deren Schwester übrigens mit dem amerikanischen Physiker Onsager verheiratet war. Arledter bekam den Auftrag, derartige Stoffe möglichst homogen herzustellen, während ich mit

dem Aufbau einer geeigneten Messvorrichtung begann. Als Schwingungsgenerator diente ein Magnetron. Mit ihm konnten Schwingungen im cm- und dm-Wellengebiet erregt werden. Als eigentliches Meßsystem verwendete ich eine konzentrische Hohlleitung. Die Verwendung eines Lechersystems verbot sich wegen zu hoher Dämpfung. Die zu untersuchenden Proben wurden ringförmig eingebracht. Die Reflexion an der Vorderseite wurde gemessen. Mit Hilfe der Vierpoltheorie von Feldkeller konnten aus zwei verschiedenen Messungen Wellenwiderstand und Übertragungsmaß des als Vierpol betrachteten Rohrstückes mit Probe ermittelt werden. Daraus folgten dann unmittelbar die gesuchten Größen.

Im Sommer 1944 wurden die ersten Proben gemessen, die zeigten, dass der eingeschlagene Weg sehr aussichtsreich war. Insbesondere ergab es sich, dass die Werte nur wenig frequenzabhängig waren, im Gegensatz zu der von Dr. Bachem angestrebten Lösung. - Falkenhagen gab mir nun den Rat, schnellstens eine Zusammenfassung der Erkenntnisse als Dissertation einzureichen und gewann Prof. Dr. Heinrich Barkhausen - den Vater der Deutschen Hochfrequenztechnik - als Korreferenten.

Angesichts des sich abzeichnenden Endes des Krieges beeilte ich mich sehr und Marianne half mir dabei beim Schreiben, Korrekturlesen und Vervielfältigen. Dabei muss man berücksichtigen, dass unser erstes Kind unterwegs war. Unser Ulrich wurde am 23. September 1944 geboren.

Die Arbeit wurde von beiden Referenten mit „sehr gut“ bewertet. Am 19. Dezember wurde ich zu der am 22.12.1944 vormittags 10 Uhr im Physikalischen Institut stattfindenden mündlichen Doktorprüfung eingeladen. Die Prüfenden waren die beiden Referenten, Prof. Dr. Stuart (Experimentalphysik) und Prof. Dr. Müller (Physikalische Chemie).

Auch diese Prüfung, das „Rigorosum“, wurde mit „sehr gut“ bewertet. Ich konnte also meiner Frau dieses Ergebnis auf den Weihnachtstisch legen. Das Diplom bekam ich, wegen der Bombenschäden im Rektorat, das damals noch in der alten Hochschule am Bismarckplatz war, erst später in Form eines vorläufigen Diploms. - Falkenhagen hat die Arbeit später in den Annalen der Physik, 6. Folge, Bd. 9, Heft 67, S. 23ff veröffentlicht.

Nach Weihnachten 1944 überstürzten sich die Ereignisse. Zunächst hatten Henker und ich sehr große Sorgen, da ja unsere Arbeitsstelle, nur wenige Meter vom Hauptbahnhof entfernt, extrem bei Bombenangriffen gefährdet war. Wir beschlossen, das Institut zu verlagern. Henker hatte ein Hitlerjugendheim bei Pillnitz erkundet, welches uns sehr geeignet erschien. Wir zogen also unsere Uniformen an und machten dem Pillnitzer Bürgermeister klar, dass wir das Heim im Auftrage der Wehrmacht beschlagnahmt hätten. Der örtliche Hitlerjugendführer misstraute uns und beschwerte sich beim Obergerietsführer. Ich wurde in dessen

Dienststelle auf der Marschallstraße gebeten. Ich war nicht wenig erstaunt, in dieser Stellung den ehemaligen Landesschüler Kurt Steglich, Abitur 32 (C), vorzufinden. Er war Mitglied des sozialdemokratischen Jugendbundes „Adler und Falken“ gewesen und bei dem links tendierenden Dr. Matthes Abteilungsältester. Er hatte sich rechtzeitig umgestellt, was ihm auch später noch einmal in umgekehrter Richtung gelang. Natürlich war nun der Einspruch der Pillnitzer erledigt, zumal sie das wirklich schöne Heim kaum benutzt hatten. Bald zeigte es sich auch, wie richtig das Ausweichen nach Pillnitz gewesen war, denn am 13./14. Februar kamen die Großangriffe auf Dresden. Die Ausläufer gingen bis nach Radebeul. Häuser an der Goethestraße und der jetzigen Karl-Marx-Straße wurden getroffen und wir haben bei den Löscharbeiten geholfen. Auch die alte Hochschule am Bismarckplatz wurde vollständig zerstört, wir hatten aber alles wertvolle und wichtige Gerät usw. schon in Pillnitz.

Marianne und ich entschlossen uns, unser Kind in Sicherheit zu bringen und gingen - es mag der 16. Februar gewesen sein - in Richtung Erzgebirge. Wir überquerten die Flügelwegbrücke und setzten unseren Weg in Richtung Freital fort. Bei der Brotfabrik Braune nahm uns ein Lastwagenfahrer bis zum Bahnhof Hainsberg mit. Alle Bahnverbindungen und Straßenbahnen waren noch blockiert aber ein Kleinbahnzug stand in Hainsberg unter Dampf und fuhr bald ab. Mit ihm gelangten wir ohne Schwierigkeiten nach Schmiedeberg. Von Schmiedeberg aus waren wir schnell im Pöbeltal. Mit uns war die Frau von Hans, Ursel, mit deren Sohn Hartmut gegangen. Während Marianne bei der Großmutter Marie unterkam, blieb Ursel mit Kind bei Onkel Bruno und Tante Erna Nitzsche in der Mühle. Ich bin dann bis Kriegsende oft von dort nach Pillnitz und abends über Kreischa, Reinhardtsgrimma Oberfrauendorf Schmiedeberg wieder zurück zu meinen Lieben mit dem Rad gefahren.

KRIEGSENDE UND NEUANFANG

Die Front kann immer näher. Ein Kosmetik-Großhändler, der Waren in Bischheim bei Onkel Erich ausgelagert hatte, bat Henker und mich, diese Waren abzuholen. Wir bekamen tatsächlich einen Lastwagen, die Russen waren schon in Kamenz und wir haben noch das ganze Lager geräumt. Der Großhändler war so edel, uns jedem ein Stück Seife zu schenken, wir hatten uns aber schon vorher unseren Fuhrlohn zugestanden. Henker war auch mit Frau und Kind und einer Freundin von Rosemarie Henker nach Pöbeltal gekommen, ebenso wie Melzers. Henker und ich sollten mit dem Institut nach Ried im Innkreis (Oberösterreich) übersiedeln und versuchten Ausrüstungen dorthin in Moldau zu verladen. Einen Teil der wertvollsten Instrumente bekamen wir nicht mehr fort und vergruben sie in der Sägemühle unter den Sägespänen. Dann überrollte uns die Armee von

Generaloberst Zschörner.

In der Sägemühle war auch ein Lager von haltbaren Konserven der Wehrmacht. Wir haben es in den ersten Maitagen an die Bevölkerung verteilt. Wir wollten vermeiden, dass es von den Russen entdeckt und geplündert würde und immer mehr Russen angelockt hätte, die dann in den umliegenden Häusern Schaden angerichtet hätten.

Wir hörten in der Nacht zum 8. Mai das Trompetensignal „Cesasez le feu“ und dann kamen die Russen und in ihren Gefolge die deutschen „Antifaschisten“, die das verteilte Gut - mit wenig Erfolg - wieder einzusammeln versuchten. Ich hörte ein Gespräch zweier solcher Ballonbemützter: „Das schaff mer alles zu mir und teelen dann!“ - Falkenhagen hat den Russischen Behörden unser geheimes Lager mitgeteilt und wir wurden per 31. Mai entlassen.

Auch meine Eltern kamen bald nach. Vater hatte von seinem ehemaligen Schüler Schröder, der inzwischen „Volkspolizist“ geworden war, den Tipp bekommen, dass er sich in den nächsten Tagen nicht in Radebeul aufhalten solle und das auch beherzigt. Leider hatte Vater Lohse keinen solchen Rat erhalten. Er war gleich in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der Russen von diesen verhaftet worden, wie fast alle Betriebsleiter. Aber man hatte ihn nach fast 14 Tagen Verhör wieder freigelassen mit der Maßgabe, dass gegen ihn nichts vorläge. Er solle seinen Betrieb wieder übernehmen. Damit waren aber offenbar die „Antifaschisten“ in seinem Betrieb z.B. die Arbeiter Przybilla, Zwarg und andere, die dafür sorgten, dass er wieder verhaftet werden sollte, nicht zufrieden. Ein fingiertes Gespräch im Radebeuler Rathaus diente dazu, dass er aus dem Betrieb wegging. Er ist nie wieder gesehen worden, Przybilla soll gesagt haben: „Den sehen wir nicht wieder!“

Wir haben später durch einen Mithäftling, der im Nebenhaus wohnte, unter dem Versprechen strengster Verschwiegenheit erfahren, dass er im Konzentrationslager Fünfeichen verhungert ist und verscharrt wurde. Eine Gerichtsverhandlung hat nie stattgefunden. Der Betrieb wurde später enteignet und meine Schwiegermutter sollte noch für eine Bürgschaft des Verschollenen gerade stehen. Diese Unrechtshandlungen sind die Grundlage der Entscheidung, dass Marianne und Hans bisher mit ihren Restitutionsansprüchen abgewiesen wurden.

In dieser Zeit hingen überall Anschläge, dass sich ehemalige Offiziere und Feldwebel bei der Kommandantur in Dippoldiswalde zu melden hätten, wovon ich aber keinen Gebrauch machte. Da ich aber einige Male im Urlaub in der schwarzen Panzeruniform im Pöbeltal gewesen war, geriet ich bei den Antifaschisten in den Verdacht, Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein. Weil ich aber keine Tätowierung unter den Armen hatte (Erkennungsmerkmal der SS) und ein anwesender gedienter Mann

bestätigte, dass das Hoheitsabzeichen bei meiner Uniform an der Brust und nicht an der Mütze gewesen sei und es sich herausstellte, dass eine weitere aufgefundene Uniform dem Sohn des großen Antifaschisten Brüll aus Radebeul gehörte, ließ man mich wieder laufen.

Ich ließ mir damals einen Vollbart stehen, trug Arbeitskleidung und war Holzarbeiter, aber „lungenkrank“. Davor hatten die Russen viel Angst und verließen schnell wieder das Haus. Auch Marianne hatte Ruhe vor ihnen. In Russland wurden wir, also die Feinde, von den Einwohnern oft vor Häusern gewarnt, in denen Tbc-Kranke wohnten.

Einmal kam ein Soldat mit einer schönen Ziehharmonika, auf der er aber nur Quietschlaute produzierte. Ich ließ mir das Instrument geben und spielte ihm das Lied vom roten Sarafan vor. Das konnte ich, weil ich in Russland eine schöne Harmonika mitgehabt hatte, auf der ich oft den einfachen Russen etwas vorgespielt habe. Der Soldat war so gerührt, dass er mir das Instrument schenkte. Bald kamen Leute aus den letzten Häusern und fragten nach dem Russen. Ich gab ihnen das Instrument zurück und sie waren sehr glücklich.

Ein anderes Mal war ich gerade bei Onkel Bruno, als plündernde Russen hereinkamen. Glücklicherweise hatte Tante Erna ein Klavier, auf dem ich Volksweisen spielte, die Soldaten fingen an zu singen und zu tanzen, brachten Speck und Schnaps zum Vorschein und vergaßen ihr Vorhaben.

Die Deutschen Truppen hatten einen fast neuen LKW Ford V8 in der Mühle stehen lassen, den die Russen uns vor der Nase weg gegen einen alten des gleichen Typs austauschten. Den haben wir dann in Windeseile zerlegt und konnten die Teile so verstecken, dass wir später daraus wieder einen LKW aufbauen konnten. Hans half dabei - obwohl noch an Krücken gehend - tüchtig mit. Er war noch im Westen verwundet worden und hatte sich in das Reservelazarett Kipsdorf legen lassen und zog zu Ursel in die Mühle.

Ein aufgefundenes Schweißgerät benutzten wir, um uns mit dem Hartlöten von Töpfen ein paar Groschen zu verdienen. - Wir planten damals, in der Fabrikhalle der Mühle die Produktion von elektrischen Messgeräten zu beginnen. Das fand aber nicht die Unterstützung von Onkel Bruno, der weiter die Sägemühle betreiben wollte, obwohl wegen des Raubbaues im Krieg in absehbarer Zeit kaum mit viel Einschlag zu rechnen war.

Die Vorräte an Azetylen und Sauerstoff waren bald verbraucht. Ein Bauer aus Hennersdorf erzählte uns, dass in der Nähe der „Kahlehöhlkirche“ oberhalb von Reichstädt, auch „Zu den vierzehn Nothelfern“ genannt, in einem Steinbruch ein großes Fass voller Karbid läge. Dahin fuhr ich mit dem Fahrrad, obwohl das ein großes Risiko war. Die Sowjetsoldaten waren auf Fahrräder erpicht. In Reichstädt hatte ein Russe den Sohn von Zimmermanns vom Rad gestoßen. Der war invalid. Er hatte im Krieg ein Bein verloren und wurde, als er sich zur Wehr setzte, von dem Russen

erschossen. Ich fand an der angegebenen Stelle einen LKW-Aufbau der vom Chassis getrennt in einen Steinbruch gestürzt worden war. Bei näherer Betrachtung stellte ich fest, dass es eine fahrbare Sauerstoffanlage war, wie sie beim Heer in den Kraftfahrparks verwendet wurden. Mir kam die Idee, dass man diese Anlage mit der Energie des Wasserrades in der Nitzschemühle antreiben könnte und so die nächste Zeit, wenn (s. o.) es wenig Holz gäbe, überbrücken könne.

Sowohl Hans als auch Henker fanden die Idee gut. Ich sprach daher beim Landrat in Dippoldiswalde vor und schilderte meinen Plan. Er genehmigte die Bergung. Es müsse aber durch eine Kommission der eben gegründeten Schmiedeberger Kommunalwerkstätten geprüft werden, ob diese die Anlage selbst betreiben wollten. Ich erbat mir von Onkel Bruno ein Pferdegespann mit dem Kutscher Gnauck. Die Pferde wurden vor einen schweren Tafelwagen gespannt mit dem wir, mit Winden und Hebezeug ausgerüstet nach Oberreichtädt aufbrachen. Es gelang, den kompletten Aufbau mit der Anlage auf den Wagen zu kippen.

Die zwei starken Pferde vermochten aber nicht, den beladenen Wagen aus dem Steinbruch heraus und erst recht nicht die Steigung zur „Kahlen Höhe“ hinauf zu ziehen. Bauern auf den Feldern kamen mit zwei Ochsen- und einem Pferdegespann zur Hilfe und die Steigung wurde überwunden. Für die weitere Fahrt über Hennersdorf - neuer Zimmerweg - Wahlsmühle - Pöbeltal genügten dann die Pferde aus der Mühle.

Wir hörten um diese Zeit, dass es in der Nähe von Wernigerode eine Stelle gäbe, die Forschungsaufträge hätte und Personal dazu suche. Henker fuhr hin und stellte schnell fest, dass es eine Werbestelle der Sowjetunion war. Da Henker seine Personalien angegeben hatte, glaubte er, dass man ihn vielleicht holen würde und setzte sich deshalb nach Westdeutschland ab. Er ist später lange Zeit bei Siemens in München an leitender Stelle tätig gewesen.

Hans und ich beschlossen, das Projekt Sauerstoff weiter zu verfolgen. Ich untersuchte nun die Anlage eingehend. Das Typenschild wies eine Leistung von 8 Kubikmeter Sauerstoff pro Stunde aus. Daraus ließ sich mit der angenommenen Ausbeute einer Einsäulenanlage der Luftbedarf berechnen und daraus, beim nötigen Betriebsdruck von ca. 10MPa die Antriebsleistung ermitteln. Ich kam auf 65kW. Das Wasserrad mit dem Durchmesser von 6m brachte aber bei vollem Wasser nur 25 kW. Volles Wasser war aber selten. Der Gedanke musste also aufgegeben werden.

In Hennersdorf, unserem „Hamstergebiet“ hörte ich, dass die Russen beim Plündern in der Lehmühle den Pächter erschossen hätten. Dort war eine Voith-Turbine, die über 60kW leistete. Sie nutzte die erste Wasserkraft unterhalb der Talsperre Lehmühle und hatte deshalb sehr sicheres

Wasser. Die Sperre dient als Speicher für die Trinkwassersperre Klingenberg. Ich beschloss, mich um die Pacht der Lehmühle zu bewerben und begab mich in die Sächsische Wasserbaudirektion in Dresden.

Der Leiter der Einrichtung, der Ministerialrat von Tropitzsch, hatte Bedenken, mir die Mühle zu geben. Er war Mitglied der NSDAP gewesen und befürchtete, dass er entlassen würde, wenn er mir, der ebenfalls in der NSDAP war, die Pacht zusprechen würde, da ja andere angeblich unbelastete Bewerber vorhanden waren. - Ich war während meiner Zeit bei der 23. Panzerdivision aus der HJ automatisch in die Partei überführt worden.

Ich entschloss mich daraufhin, das Sächsische Wirtschaftsministerium aufzusuchen, welches damals von Fritz Selbmann geleitet wurde. Ich wurde vom persönlichen Referenten des Ministers - einem Herrn Döring - empfangen. Er hörte - sichtlich gelangweilt - meine Darlegungen an. Als ich sagte, dass ich Sauerstoff produzieren wolle, wurde er hellhörig. Er sagte: „Sauerstoff wollen sie herstellen und sind promovierter Physiker.“ Dann schrieb er eine Weisung an die Wasserbaudirektion, dass ich den Pachtvertrag erhalten solle. Die Wasserbaudirektion kam dem nach, und ich war Pächter der Lehmühle.



Briefbogen der Mechanischen Werkstatt Lehmühle

MECHANISCHE WERKSTATT LEHNMÜHLE

Ich beantragte sofort in Dippoldiswalde eine Gewerbebegenehmigung für „Bau und Reparatur von Maschinen und Apparaten sowie die Produktion von Sauerstoff und Stickstoff“, die ich auch erhielt. Die jährliche Pacht betrug 1400 Mark, daraus ergab sich der Preis für eine Kilowattstunde zu 0,3 Pfennigen. Damit war aber die Miete der Wohnungen und Betriebsräume umsonst.

Es begann nun die schwierigste Phase mit dem Transport der Teile, der Reparatur und der Montage, da es kaum Transportmittel und Material gab. (Dieses nur auf Bezugsscheine.) Die Kreisverwaltung konnte nur denjenigen helfen, die bereits produzierten. Man sagte mir bei Anfragen: „Wenn wir allen, die etwas produzieren wollen, helfen würden, könnten wir denen, die bereits produzieren, nichts mehr geben.“

Einen Teil des Materials habe ich im tiefen Winter mit dem Handschlitten vom Pöbeltal in das Weißeritztal gebracht. Ich erinnere mich an eine Fahrt mit einem Sack Zement, der mir in den tiefen Schneewehen zwischen Hennersdorf und der Lehmühle immer wieder herunterfiel. Mein Vater war sehr hilfreich, da er alle Behördengänge in Dresden wahrnahm. Er hatte darin schon Übung und Erfahrung, weil er dasselbe auch für Onkel Ernst tat, der weiterhin seine patentierten Prüf spitzen produzierte.

Hans Lohse wurde Teilhaber im Betrieb. Er hatte noch einige Zeit an den Folgen seiner Verwundung zu leiden, mühte sich aber, mich zu unterstützen. Bald wurde als erste Arbeitskraft Hans Franke aus Reichstädt eingestellt, ein entfernter Verwandter der Familie Nitzsche. Er war später Werkmeister und noch später Inhaber des Betriebes. Er war auch Parteigenosse gewesen und wurde als Belasteter eingestuft, weil er 1933 im Anhaltelager Altenberg Wachmann gewesen war, wo verdächtige Kommunisten vorübergehend bleiben mussten. Diese mussten allerdings zugeben, dass Wachmann Franke mit ihnen Skat gespielt habe. Es wurde auch der oben erwähnte LKW Ford V8 aufgebaut und mit einer Holzgasanlage ausgerüstet. Den Gasreiniger dazu „fanden“ Hans und ich auf einem Lagerplatz der „Roten Armee“ am Erfurter Platz (jetzt Containerbahnhof) und trugen ihn durch eine Lücke im Zaun davon. Als Fahrer kam später Max Schade hinzu, ein Schlesier, der von sich behauptete, dass er der einzige Parteigenosse außer dem NS-Gauleiter in Schlesien gewesen sei, denn er habe nie einen anderen angetroffen.

Zunächst wurden aber zu schweißende Teile mit dem Handwagen nach Reichstädt zum Schmied gebracht, der sie mit dem raren Azetylen und Sauerstoff für uns schweißte in der Erwartung, später bevorzugt mit Sauerstoff beliefert zu werden. Da der zur Turbine gehörige Drehstromgenerator abgebaut worden war, hatten wir zunächst kein Licht. Ich fand ein fahrbares Wehrmachtaggregat für 15kW im Walde. Bei diesem war der Anker direkt mit der Kurbelwelle verbunden. Er hatte also auf der einen Seite kein Lager. Ich behalf mich, indem ich den Generatorkörper auf dem alten Fundament einbetonierte und mit einem Spannband befestigte. Dann wurde an den Rotor eine Welle mit der Riemenscheibe angeflanscht und diese in einem normalen Kugellager gelagert. Ich wusste die richtige Drehrichtung nicht. Da ich die falsche durch den Drehsinn der Turbine hatte, versuchte ich, die Erregermaschine umzupolen, nahm eine Autobatterie und berührte die Schleifbürsten mit Kabeln von deren Polen. Da die Turbine auf vollen Touren lief, kam der Erregerstrom sofort in voller Stärke. Da der Generator mit Heizkörpern belastet war, wirkte er sofort als Bremse und der Treibriemen wurde abgeworfen. Ich wiederholte das Experiment mit langsam anlaufender Turbine und die Stromversorgung war

hergestellt. Nun konnten auch Marianne mit Ulrich und Ursel mit Hartmut in die Lehmühle übersiedeln. Später bekamen wir vom Elbtalwerk, das auch zu unseren Kunden zählte, ein einwandfreies Aggregat. Vieles musste provisorisch gelöst werden, besonders der Antrieb der Kompressoren, denn es gab kaum gute Treibriemen.

Am 1.4.1945 produzierten wir den ersten Sauerstoff. Es lagen schon viele Stahlflaschen da. Es hatte sich herumgesprochen, dass wir Sauerstoff produzieren wollten. Es waren auch Flaschen der Chemischen Fabrik „Von Heyden“ dabei. Sie braucht viel Sauerstoff für den Zweigbetrieb in Nünchritz. Die dafür bestimmten Flaschen wurden in Dresden auf Elbdampfer verladen. Ich hatte mir Literatur beschafft und den ganzen Apparat nachgerechnet.

Meine liebe Marianne erwies sich in dieser Zeit als unvergleichlicher Kamerad. Sie ging ohne Wenn und Aber das große Abenteuer mit und übernahm vom ersten Tage an die kaufmännische Seite des jungen Unternehmens. An unserem weiteren Erfolg hat sie einen ganz wesentlichen Anteil.

Die Anlage musste im Dauerbetrieb laufen und wir bekamen kaum technisch gebildetes Personal. Aus Hennersdorf kam ein aus Mariaschein vertriebener ausgezeichneter Kupferschmied Eichler, Hans Franke war Werkmeister im Flugzeugbau bei Heinkel in Rostock gewesen und Max Schade gelernter Schlosser und Kraftfahrer. Die übrigen waren meist ältere Forstarbeiter oder vertriebene Landarbeiter. Wir nahmen den Gemeinden Hartmannsdorf, Hennersdorf und Reichstädt viele Erwerbslose ab. Einer stellte sich mit den Worten vor: „Ich bin der König Albert.“ Er hieß mit dem Familiennamen König und Albert mit dem Vornamen. Ein anderer bemerkte zur Nachtschicht: „Um neune kommt der Chef, um zehne der Meister und dann stehste alleene da mit die vielen Radeln (Handräder der Ventile).“ Häufig kamen Störungen vor. Ich merkte sie meist sofort, wenn das rhythmische Stampfen der Kompressoren aufhörte und der Freifluter am Einlasswehr zu rauschen begann. Einmal war eine Druckleitung in der Isolation gerissen. Der Maschinist - der frühere Staumeister Gärtner - meldete den Vorfall mit den Worten: „Herr Doktor es hat gestöbert!“ Etwas vom Isoliermaterial, Magnesiumkarbonat, war aus dem Isoliermantel ausgetreten.

Oberhalb der Talsperre hatten wir einen defekten Personenwagen „Wanderer W 24“ gefunden und eingebracht. Er wurde ebenfalls wieder aufgebaut und als Lieferwagen eingerichtet, später wieder zum PKW umgebaut. Beide Wagen wurden zeitweilig zum Betrieb mit Flaschengas ausgerüstet.

Mit Hans Lohse wurde auf Betreiben von Thekla Lohse und Bruno Teuber ein Förmlicher Vertrag geschlossen (12. Sept. 1946), der die Anteile im Verhältnis 2:1 festlegte und den Betrieb verpflichtete, Hans während seiner

Weiterbildung das Gehalt weiter zu zahlen.

Es gelang mir, die sehr empfindlichen Hochdruckkompressoren aus der „Messer“-Anlage durch einen dreistufigen, einkurbeligen, liegenden Verdichter zu ersetzen, den ich in Dresden auf der Löbtauer Straße auf einem Schrottplatz fand, nachdem ein Versuch, eine solche Maschine aus Westberlin zu beschaffen, am Einspruch der in dem Stadtteil Tegel bestimmenden Franzosen gescheitert war.

In dieser Zeit suchte ich wieder Anschluss an die Hochschule zu gewinnen und nahm Kontakt mit Prof. Recknagel auf, der für Prof. Stuart berufen worden war, den man wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP nicht weiter beschäftigen wollte. Ein Zwischenspiel mit Prof. Hundt war nur sehr kurz gewesen. Recknagel blieb bis zu seiner Emeritierung in den 70er Jahren Ordinarius für Experimentalphysik. Recknagel wollte mich als Lehrbeauftragten für Physik an der Forstakademie gewinnen, und ich wollte mich mit einer Arbeit über tiefe Temperaturen habilitieren, da ich dazu die Möglichkeiten in meinem Betrieb sah. Recknagel meinte, dazu die Genehmigung der Landesregierung einholen zu müssen.

Die zuständige Dezernentin war die bereits erwähnte Frau Ministerialrätin Dr. Dyck. Die Dyck empfing mich sehr ungnädig, sie sagte, ich sei ja Angehöriger der NSDAP und Faschist gewesen und könne mir doch wohl nicht einbilden, dass sie mir eine solche Möglichkeit einräume. Diese Frau war schon seit der Monarchie Mitarbeiterin im Ministerium, hatte sich durch Opportunismus über alle Zeiten gerettet, ohne selbst eine Bindung einzugehen. Unterstützt wurde sie von einem Ministerialbeamten Rocholl, der kurze Zeit später nach Westdeutschland verschwand. Genau so wie ein Finanzbeamter, der in unserer Buchhaltung jeden Pfennig nachrechnete und es einfach nicht glauben wollte, dass wir mit monatlich 250 Mark ausgekommen waren. Aus den Reihen unserer Mitarbeiter wurde auch der Versuch gemacht, uns zu enteignen. Vermutlich war es Karl Mischke, ein Schlesier.

WINTER IN DER LEHNMÜHLE - besondere Situationen gab es im Winter. Wir hatten in der Lehmühle einige harte Winter mit viel Schnee. Einmal war es bis Mitte Januar 1947 sehr mild gewesen, und wir fuhren mit dem Lkw am 15. Januar nach Lengfeld zu Tante Else Wittig, um unsere Omi abzuholen, da sie am 17.1. Geburtstag hatte, den sie bei uns verbringen sollte. Auf dem Rückweg fing es in Rechenberg-Bienenmühle an zu schneien, und wir kamen noch mit Mühe über Frauenstein und Hartmannsdorf zurück. Am anderen Tage waren wir völlig eingeschneit und konnten weder über Reichstädt noch über Hartmannsdorf heraus. Am 19. oder 20. kam dann der pferdebespannte Schneepflug aus Reichstädt. Er wurde von zehn starken Pferden gezogen und geschoben.

Mehrere Pferde waren an einer besonderen Vorrichtung hinter dem Pflug eingespannt. Der Schneepflug musste den Berg von der kahlen Höhe herunter zweimal fahren, weil so hoher Schnee lag, dass er nur ganz schmal eingestellt den Berg herunter vorwärts kam und erst bei der zweiten Talfahrt so breit eingestellt werden konnte, dass unser Lastwagen durchkam. Gleichzeitig war auch die von Klingenberg-Kolmnitz nach Frauenstein fahrende Kleinbahn, die damals noch im Betrieb war, völlig eingeschneit und konnte wochenlang nicht verkehren.

Damals wurde die gesamte Post für Frauenstein und Umgebung bis zur Lehmühle gebracht und dann auf Pferdeschlitten weiterbefördert. Ich musste aber für jede Räumung am Wendepunkt Lehmühle eine Flasche Schnaps spendieren. Zum Einkaufen in Hartmannsdorf zog Marianne mit dem Handschlitten und dem Rucksack los.

Dieser Winter ging in unverminderter Härte bis Mitte März, und ich erinnere mich sehr genau, dass wir die Wohnung kaum warm bekamen und im Wohnzimmer durch aufgehängte Decken einen Raum um den Ofen schufen, der einigermaßen warm war. Elektrisch zu heizen verbot sich, weil dann die Energie nicht mehr für die Produktion gereicht hätte. Es gab deshalb oft Zank mit dem Staumeister Schumann, der immer wieder versuchte, seine Wohnung elektrisch zu heizen, die von unserem Generator versorgt wurde. Wir waren knapp mit Brennmaterial. Es gab fast nur ziegelförmig gepresste Rohbraunkohle, so genannte Presslinge, die wenig Heizwert hatten.

Der Betrieb entwickelte sich gut. Aber einmal entstand eine große Schwierigkeit. Wegen einer nötigen Entschlammung musste die Talsperre abgelassen werden und wir hatten ein halbes Jahr nur sehr wenig Wasser. Ich kaufte damals von der Fa. Deutsche Kühl- und Kraftmaschinen (DKK) in Scharfenstein einen Junkers-Freikolbenverdichter. Die DKK hatte diese Maschine in Lizenz von Junkers für die Marine gebaut. Damit wurden die Torpedos mit Pressluft geladen. Sie bestand im Prinzip aus einem Rohr, in welchem zwei gegenläufige, frei bewegliche Kolben arbeiteten. Das Rohr war beiderseits verschlossen, wodurch Räume für die Kompression entstanden. Durch den Druck in diesen Räumen wurden die Kolben nach innen bewegt und komprimierten die dazwischen befindliche Luft. Beim Erreichen der inneren Totlage wurde Dieselöl eingespritzt. Dies wurde durch die erreichte Kompressionstemperatur gezündet und die Kolben verdichteten die Luft in den Außenräumen. Mit dieser, allerdings sehr empfindlichen Maschine, wurde die Produktion aufrecht erhalten. Das Dieselöl wurde von der Firma Minol angeliefert. Der erste Tankwagen, der von Minol kam, wurde von Gerhard Schreiber gefahren, der in der 2./Na 24 in Chemnitz Unteroffizier gewesen war. Das war eine große Freude, denn er war ein guter Kamerad gewesen. Er hatte später eine Tankstelle. Er war später Leiter der

Tankstelle Münchener - Ecke Bergstraße und ich habe oft bei ihm getankt. Den Kompressor hatte ich mit einem Wechsel bezahlt. Zwar hatten wir in der Zwischenzeit Geld gespart, aber die Einlösung des Wechsels hätte doch Schwierigkeiten gemacht. Zum Glück erschien um diese Zeit ein russischer Offizier, der den Kompressor kaufen wollte, vermutlich wollten die Russen die Maschine für ihre eigene Flotte nachbauen. Ich erzielte den Anschaffungspreis und war aller Sorgen ledig. Der Russe bezahlte aus der Hosentasche.

Unsere zuversichtliche Stimmung wurde aber am 25. August 1947 schrecklich beendet, als unser kluger, lieber und geliebter Ulli in einem unbewachten Augenblick in die hochgehende Weißeritz stürzte. Marianne kam zu spät dazu, und als ich etwas später aus Dresden zurückkam, war es furchtbare Gewissheit, dass das Schicksal ihn uns genommen hatte. Die tiefe Niedergeschlagenheit, die uns umfing, konnten wir nur langsam überwinden. Ich glaube, dass uns der Besuch des Klassenbruders Wolfgang Stubenhöfer ein wenig geholfen hat. Er war trotz eines amputierten Beines wieder Turnlehrer geworden und war sogar wieder Schneeschuh gefahren und war also voller Lebensmut.

Erst als Marianne im Herbst sicher war, dass wir wieder ein Kind erwarten konnten, ging es mit uns wieder seelisch aufwärts. Um dieses Kind mussten wir noch einmal bangen, als uns am Ausgang der Nordrampe der Flügelwegbrücke ein russischer Lastwagen in unserem W24 überrollte. Ich wurde ohnmächtig und blutig aus dem Fahrzeug geholt. Passanten sagten zu Marianne, dass ich sicher tot sei. In Wirklichkeit hatte ich eine schwere Gehirnerschütterung. Marianne wollte sich das Kennzeichen des Fahrzeuges notieren, wurde aber von einem russischen Offizier mit vorgehaltener Pistole daran gehindert. Ich selbst wurde von einem Fleischermeister von der Roßmäßlerstraße im Lieferwagen in das Friedrichstädter Krankenhaus gebracht. Meine größte Sorge war, als ich wieder zur Besinnung kam, dass Marianne und dem kommenden Kind Schaden zugefügt worden sei, was aber glücklicherweise nicht der Fall war. Auch Frieda Franke, die mitgefahren war, blieb unversehrt. Ich wurde nach einer Woche wieder entlassen. Obwohl das russische Fahrzeug eindeutig die Schuld trug, musste ich die Kosten für den Krankenhausaufenthalt selbst bezahlen, da ich als Unternehmer nicht in der Sozialversicherung war.

Das Fahrzeug wurde in eigener Regie repariert und nun als Personenwagen eingerichtet. Es erschien bald ein Steuerrevisor aus Dippoldiswalde und erkundigte sich nach den Kosten. Er wollte wissen, was das Fahrzeug vor dem Unfall, danach und was es jetzt wert sei. Ich schätzte auf vorher 6000 M nach dem Unfall auf 1000 M und nun wieder auf 6000 M. Er eröffnete mir, dass ich dadurch 5000 M mehr an Einkommen zu versteuern hätte. Der Unfall gelte als „Kriegsschaden“ und der sei steuerlich

nicht absetzbar. Es entwickelte sich ein langer Streit, der bis zum Finanzminister der DDR kam. In einem Gespräch mit dem stellvertretenden Minister Rauchfuß, der später selbst Finanzminister wurde, betonte ich, dass ich in einem solchen Betrügerstaat nicht länger leben wolle. Rauchfuß sagte darauf, er werde das Finanzamt Dippoldiswalde anweisen, bis auf weitere Weisung des Ministeriums von der Erhebung der Steuer abzusehen. Es wären ca. 4000 M zu zahlen gewesen. Es gab damals eine irrsinnig steile Steuerprogression, bei unserem Bruttogewinn von ca. 100000 M waren es über 80%. Er warf vor meinen Augen den Vorgang in den Papierkorb. Ähnliches geschah auch mit einer Forderung der Staatsbank gegen meine Schwiegermutter. Die Forderung resultierte daraus, dass Vater Lohse als Geschäftsführer der Werkzeugmaschinenfabrik Carl Auerbach und Sohn, in den letzten Kriegswochen für den Betrieb einen Kredit aufgenommen hatte, weil die Zahlungen der Vertreterfirma Hahn & Kolb in Stuttgart wegen der gestörten Verbindungen verspätet eintrafen. Dafür hatte er selbstschuldnerisch Bürgschaft geleistet. Er hatte bei der Kredit gebenden Dresdner Handelsbank selbst ein höheres Guthaben und in der Firma waren Waren in einem Wert des Vielfachen des Kreditvolumens vorhanden. Durch die oben schon geschilderte Behandlung, durch die kommunistischen Unmenschen war Vater Lohse verschollen. Sowohl die Firma als auch die Bank waren nach 1945 handelsgerichtlich gelöscht worden. Im BGB steht für diesen Fall, dass mit dem Schuldverhältnis auch das Bürgschaftsverhältnis untergeht. Mein Einspruch aus diesem Grunde wurde mit dem Hinweis auf einen Erlass der „roten Hilde“, der SED-Politikerin Hilde Benjamin, die sich damals auf dem Sessel des Justizministers blähte, die der Meinung war, dass in diesen Fällen die „Bürgschaftssphäre“ weiter bestehe, abgelehnt. Auch hier wirkte die Drohung, dass ich auswandern würde. Es gab zunächst einen Aufschub. Das war wichtig, weil Omi Lohse ja Mitbesitzerin des Hauses in Radebeul und des Hauses auf der Bürgerstraße war, in dem damals noch das Kurbad im Betrieb war. Dieser Besitz hätte konfisziert werden können. Später erreichte ich, dass diese Forderung aufgegeben wurde.

Am 14. April 1948 musste ich frühmorgens Marianne nach Kipsdorf fahren, wo die aus Dresden ausgelagerte Frauenklinik von Prof. Rübsamen war, gegenüber vom Bahnhof. Wieder in der Lehmühle angekommen, erfuhr ich telefonisch, dass unsere Monika in Kipsdorf eingetroffen sei. Ich fuhr gleich wieder hin und fand in einer Dachkammer in einem Wäschekorbchen ein süßes, winziges Mädchen und daneben eine glückstrahlende Marianne, es ist wohl unnötig hinzuzufügen, dass auch ich sehr, sehr froh war. Es war, als ob nun unser Leben eine neue, bessere Richtung erhalten hätte. Denn nun kam der entscheidende Anstoß zur weiteren Entwicklung. Der VEB „Kunstseidewerk Siegfried Rädels“, wollte das teilweise zerstörte Werk

wieder aufbauen und benötigte mehr Sauerstoff, als ich produzieren konnte und ich hatte doch noch viele andere Kunden zu beliefern. Ich schlug dem Werk daher vor, dass es sich eine eigene Sauerstoffanlage bauen sollte, deren Bau ich übernehmen würde. Wie schon erwähnt, hatte ich mich inzwischen mit der Theorie befasst und war mir sicher, die nötigen Berechnungen machen zu können. Für die Konstruktionszeichnungen war durch Hans Lohse, der technischer Zeichner war, gut gesorgt.

Um der Kunstseide die Sache schmackhaft zu machen, bot ich an, dass man mir das Material gegen Bezahlung zur Verfügung stellen solle und ich würde binnen 4 Monaten den Apparat fertig stellen und ihn in der Lehnmühle im Betrieb vorführen. Wenn er die geforderte Leistung von 3 Kubikmetern pro Stunde brächte, wäre der Betrieb zur Übernahme verpflichtet.

Ich verließ mich auf folgende Unterlagen:

Emil Kirschbaum: „Destillieren und Rektifizieren“,

Franjo Bosniakovic: „Technische Thermodynamik I und II“,

D'Ans-Lax: „Taschenbuch für Physiker und Chemiker“

Während die Werte für die Wärmeübergangs- und Durchgangszahlen gut errechenbar waren, weil alle Einflussgrößen sicher bekannt bzw. zuverlässig abschätzbar waren, gab es keine vernünftigen Werte über die Druckverluste von Siebböden. Ich versuchte, Modellversuche mit Wasser und Luft auf flüssige Luft umzurechnen und war mir ziemlich sicher, dass das nicht ausreichte. Ich wählte daher eine Konstruktion, die das Auswechseln der Siebböden in der Läuterungssäule gestattete. Beim Probelauf stellte es sich tatsächlich heraus, dass der Druckverlust zu hoch war. Flüssigkeit wurde mit hochgerissen und es konnten nur zwei Kubikmeter erzeugt werden. Die Siebbodenlöcher mussten von 0,75mm Durchmesser auf 1,5mm aufgebohrt werden. Da wir noch keine Bohrmaschine hatten, wurde auf der Drehbank gearbeitet. Das war eine uralte Mechanikerbank, die uns Rudi Glöckner aus Bärenfels abgelassen hatte, der vorher Zulieferer von Auerbach gewesen war. Zu dieser Zeit gab es keine Maschinen zu kaufen, alle kamen in die Sowjetunion, wohin auch alle Maschinen aus den enteigneten Fabriken kamen. Die Säule wurde schnell wieder zusammengesetzt und eingebaut, da der Termin der Übergabe herangekommen war.

Der neue Probelauf ergab einwandfreie Qualität und Menge des Produktes und auch eine kurze Kaltfahrperiode. Der Apparat wurde vom Kunden abgenommen. Das Werk hatte zwar einen Hochdruckkompressor passender Leistung, aber keinen Sauerstoffverdichter. Der wurde in Wurzen bei der „Maschinenfabrik und Eisengießerei“ bestellt. Diese Firma hatte früher als „G.A. Schütz“ selbst versucht, Sauerstoffanlagen zu bauen, war aber gescheitert und die alten Herren wollten sich ausschütten vor Lachen, als sie hörten, dass der Kompressor in eine von mir gelieferte Anlage kommen sollte. Sie schickten daher zur Montage und Inbetriebnahme einen

Jungingenieur, namens Wustlich, der später bis zum Werksdirektor avancierte. Der musste berichten, dass die Anlage einwandfrei funktionierte. Einen Mitarbeiter der Kunstseide, Herrn Weinrich, hatten wir zur Ausbildung als Apparatefahrer einige Zeit in der Lehmühle. Er war - ursprünglich links eingestellt - in die Marine eingetreten und im Kriege als U-Bootsmann in Gefangenschaft nach Amerika gekommen. Der „rote Matrose“ wurde später bei mir ein wichtiger Mitarbeiter.

Am 4. Dezember 1949 gesellte sich unsere Annerose und am 29. Juli 1951 unser Gotthard zur Monika. Wir haben viel Freude mit unseren Kindern gehabt und auch schöne Reisen mit ihnen machen können. Marianne hat über die Reisen sehr ausführliche Berichte geschrieben. Unseren Ulli haben wir aber nie vergessen können und sein Grab 47 Jahre gepflegt, bis uns die Kirchgemeinde die Grabstelle kündigte, da sie ja nur auf 20 Jahre hätte gelöst werden dürfen.

Die Stiefmutter Elsa hat nur Monika kennen gelernt, da sie schon 1950 verstarb. Sie, die immer sportlich gelebt hatte, bekam Tbc. Mein Vater hat alle Enkelkinder noch sehen können, ehe er - inzwischen mit Antonie geb. Flasche wiederverheiratet - im Jahre 1953 verstarb. Er war 1945 wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP aus dem Lehramt entlassen worden. Ich hatte ihn aber, wie bereits erwähnt, als Einkäufer des Betriebes beschäftigen können und so seine Existenz, gemeinsam mit Onkel Linst gesichert. Meine zweite Stiefmutter Antonie hat ihn bis 1969 überlebt und da sie weiter im Hause August-Bebel-Straße wohnte, dieses für die Familie gehalten. Ich habe es - Erbe meines Vaters war ich - nach ihrem Tode an Monika übertragen können.

Das gute Funktionieren der Anlage in Pirna hatte Folgen. Wir konnten mehrere Anlagen liefern. Eine kam in die Bergakademie in Freiberg, eine zum Elektromotorenwerk Dessau. Wir lieferten auch eine Äthylenverflüssigungsanlage nach Ungarn. Um die Produktion in der Lehmühle zu steigern, entwarf und erbaute ich eine Zweisäulenanlage (1948-1949). Dadurch wurde der Sauerstoffgehalt im abziehenden Stickstoff von 11 auf 3% herabgesetzt und wir kamen auf eine Tagesproduktion von 600 bis 700 Kubikmetern. Den Vertrieb hatte bald Otto Pötzsch in Dippoldiswalde übernommen. Er verfügte auch über Transportkapazität und brauchte nicht mehr nach Schwarzenberg zu fahren. Der erste Lagerhalter, den wir in Dresden hatten, war Kurt Haufe, der aber wenig seriös war. Der Sauerstoff war kontingentiert, und Haufe hat viel damit geschoben.

Die „Chema“ Rudisleben, ein Zweigbetrieb der Sowjetisch-Deutschen „Aktiengesellschaft“ „Transmasch“ hatte den Auftrag der polnischen Armee, Sauerstoffanlagen zu liefern. Es erschien ein Mitarbeiter dieses Betriebes in der Lehmühle. Sie hatten von der Anlage in Pirna erfahren

und wollten einen Satz der Konstruktionszeichnungen erwerben und boten dafür 2000 Mark. Ich ging darauf ein und diese Firma baute danach. Sie gingen schon damals sehr fehlerhaft zu Werke, indem sie verschiedene Einzelheiten willkürlich änderten. Als dann die Anlage nicht einwandfrei funktionierte, wollten sie mich haftbar machen. Das hätten sie gekonnt, wenn sie keine Änderungen vorgenommen und die Mitarbeit nach der Gebührenordnung für Ingenieure (GOI) bezahlt hätten. Später hatte ich noch oft Gelegenheit, als Gutachter, Fehlleistungen dieses Betriebes in Ordnung bringen zu müssen.

Auch die Maschinenfabrik Wurzen, die ebenfalls Anlagen bauen wollte, sicherte sich meine Mitarbeit beim Bau einer 50-Kubikmeter-Anlage. Für die Trennsäule sollte ein Herr Hoberg vom Sauerstoffwerk „Erich am Ende“ in Berlin die Unterlagen liefern. Er hatte eine Trennsäule zerlegt. Ich wurde beauftragt, die Wärmeübertrager zu berechnen. Zu meiner Freude wurden die daraus berechneten Temperaturdifferenzen genau eingehalten.

Dann trat die SDAG „Simson“ in Suhl an mich heran mit der Anfrage, ob ich ihr eine Anlage für 25 Kubikmeter pro Stunde bauen könne. Sie war für diesen Betrieb lebensnotwendig, da die Versorgung aus Erfurt nicht ausreichte und im Winter sehr von den Straßenverhältnissen beeinträchtigt war. Ich habe damals angefangen, mit anderen Betrieben zu kooperieren. Die Laugenwäsche bestellte ich z.B. von den Heckmannwerken in Pirna. Das Aufstellungsprojekt wurde von Hans in Zusammenarbeit mit dem Betrieb in Suhl angefertigt. Es war eine ziemliche finanzielle Belastung. Ich musste auch die Montagekosten auslegen für den Meister Franke und den ausgezeichneten Kupferschmied Eichler.

Die Anlage ging im Dezember 1949 in Betrieb, und sie hat ihren Dienst bis in die 70er Jahre geleistet und wurde noch ergänzt durch die Anlage aus der Lehmühle, die Franke verkaufte, als er sich ganz auf Apparatebau umstellte und Zulieferer für den Betrieb „Fortschritt Neustadt“ wurde. Die Fa. Simson hatte aber vergessen, die Anlage in den Investplan für 1950 aufzunehmen und vertröstete mich, als ich die Rechnung präsentierte, auf den April. Da die Forderung am 31.12.49 zu Buche stand, erschien sie in der Bilanz und erhöhte das Betriebsergebnis um über 50000 M, wovon ca. 40000 M als Einkommensteuer sofort fällig waren. Außerdem waren auch noch Zulieferanten zu bezahlen. In dieser Lage ging ich zum Finanzamt und wollte von der Forderung gegen Suhl an das Finanzamt den Betrag der Steuerschuld abtreten.

Damit war der Leiter des Amtes nicht einverstanden. Ich dürfte mir nicht einbilden, das Amt zur Vollstreckung zu benutzen, schon gar nicht bei einer Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft. Ich sagte ihm, dass es doch keinen Zweifel an der Bonität dieses Betriebes gäbe, worauf er mir entgegnete, dass er da anders orientiert sei. Ich sagte darauf: „Ich danke ihnen für diese Information und werde dem Betrieb Simson mitteilen, dass

ich auf Grund des Hinweises vom Leiter des Finanzamtes in Dippoldiswalde gerichtlich gegen den Betrieb vorgehen werde." Ich wusste zwar, dass Klagen gegen eine SDAG kaum von den Gerichten angenommen wurden, aber die Angst parteilich wegen dieser Äußerung belangt zu werden, veranlasste ihn, der Stundung zuzustimmen, und er nahm eine „Sicherheitsabtretung" an. Dadurch ermutigt ging ich noch zur Bank und beantragte einen Kredit für die Bezahlung der Unterlieferanten. Ich verleitete den Bankdirektor zu einer ähnlichen Aussage und setzte ihn dann auch unter Druck mit dem Erfolg, dass ich den zunächst abgeschlagenen Kredit eingeräumt bekam. Die SDAG hat dann prompt einschließlich Zinsen bezahlt und es war alles in Ordnung.

Eine Schwierigkeit gab es indessen noch. Nach einem Jahr teilte uns Simson mit, dass der Sauerstoff immer schlechter würde. Eine Untersuchung ergab, dass die Druckrohre im gewickelten Gegenströmer Luft/Sauerstoff undicht geworden waren. Die Kupferrohre gab es nicht in der nötigen Länge und sie wurden mit weich gelöteten Muffen verbunden. Das Weichlot war bei den tiefen Temperaturen hart geworden. Durch den vom Kompressor kommenden schwankenden Druck bewegten sie sich nach Art eines Bourdon-Rohres. Durch die Längsspannung zogen sich die Rohre langsam aus der Vermuffung. Der Übertrager wurde ausgebaut, mit Silberlot gelötet und es kamen keine Beanstandungen mehr vor.

LEHRAUFTRAG FÜR KÄLTETECHNIK

In unserer Nähe waren zwei Landesschüler: Ernest Strauzenberg, der sich als praktischer Arzt in Oberbärenburg niedergelassen hatte. Seine Frau Hanna stammte von dort, und er war in den letzten Kriegstagen als Kranker dorthin verlegt worden. Ferner Helmut Kempe, der des Krieges wegen sein Architekturstudium abgebrochen hatte. Er wohnte in Hennersdorf mit seiner lieben Frau Ruth, genannt Mau, weil sie „Barschens Mausl", Tochter des Dippoldiswalder Bauunternehmers Barsch war. Helmut hat sich um den Wiederaufbau von Altenberg verdient gemacht, wo er auch beim Architektur-Wettbewerb gegen arrivierte Architekten den Preis gewann. Ich habe ihm aber zugeredet, sein Studium noch abzuschließen, was er auch mit Auszeichnung machte. Er hatte damals eine Bude in Dresden. Im gleichen Hause wohnte der neu berufene Prof. Dr.-Ing. Werner Boie. Boie fragte Helmut Kempe einmal, ob er jemanden kenne, der für einen Lehrauftrag für Kältetechnik in Frage käme. Helmut gab ihm meine Adresse und ich erhielt ein Schreiben des Dekans der Fakultät für Maschinenwesen, Prof. Dr.-Ing. habil. Willibald Lichtenheld. Meine erste Reaktion, an den Hinauswurf durch die Dyck denkend, war, mit groben Worten abzulehnen. Mein Vater riet mir davon ab. Diese Fakultät könne nichts dafür und außerdem sei die Hochschule jetzt dem Maschinenbau-

Ministerium in Berlin unterstellt, die Dyck habe keinen Einfluss mehr.

Ich schrieb daher dem Dekan, dass ich bereit wäre, im Fakultätskolloquium einen Vortrag über „Die Technik der Luftzerlegung“ zu halten. Die dazu nötigen Lichtbilder führte mein Vater nach meinen Entwürfen in hervorragender Qualität aus, sie waren bis zu meiner Emeritierung Bestandteil des Fundus im Lehrstuhl.

Der Vortrag - im großen Hörsaal des Institutes für anorganische Chemie - kam sehr gut an. Der Dekan bat mich, einen Lehrauftrag für Kältetechnik zu übernehmen. Er sollte im Rahmen des Lehrstuhles von W. Boie stattfinden. Ich sprach mit Boie darüber und sagte dabei, dass ich das Gesamtgebiet der Kältetechnik nicht kenne. Boie erwiderte, dass das jedem so ginge, der direkt aus der Praxis ins Lehramt käme, aber es gäbe ja Literatur und auch durch Besuche in Betrieben könne man dazulernen.

Bei der Festlegung des Honorars ging ich von der Überlegung aus, dass es in Ansehung der Steuerprogression fast gleichgültig sei, ob ich für die Stunde 10 oder 20 Mark bekäme, da mir doch nur 1 oder 2 Mark übrig blieben. Ich sagte Herrn Boie, dass mir die Höhe des Honorars uninteressant sei, ich wollte nur wissenschaftlich arbeiten. Herr Boie freute sich, denn man hatte nur einen begrenzten Etat für Lehraufträge und wollte einen anderen Lehrbeauftragten (Gastechnik), der davon leben musste, möglichst hoch bezahlen. Wie ich später erfuhr, hat man mir das hoch angerechnet.

Die Vorlesung wurde von den Studenten als gut angesehen und sie beantragten, dass aus der einsemestrigen Vorlesung eine zweisemestrige mit zwei Wochenstunden Vorlesung und eben soviel Übungen werden sollte, was auch 1951 so wurde. Insbesondere stellten die Studenten fest, dass die Beschäftigung mit der Kältetechnik zum Verständnis des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik viel beitrug.

Um diese Zeit wurde in Magdeburg eine neue Technische Hochschule gegründet. Der Gründungsrektor bat mich, bei der Planung des Institutes für Verfahrenstechnik mitzuwirken, insbesondere die Versuchsfelder zu planen. Ende 1953 kam dieser Rektor nach Dresden und machte mir den Vorschlag, als Professor für Verfahrenstechnik in den Lehrkörper dieser Anstalt einzutreten.

Weder Marianne noch ich hatten Lust, nach Magdeburg zu ziehen. Wir waren inzwischen nach Radebeul zurückgegangen, denn ich hatte, wie im weiteren berichtet werden wird, bei der VVB Nagema eine Stelle als Chefkonstrukteur angenommen und den Betrieb Lehmühle an Hans Franke verkauft. Wir hatten uns noch um die Schwiegermutter zu kümmern, die mit uns lebte und wollten auch das Grab von Ulli weiter pflegen können.

Ich bat daher Willibald Lichtenheld um eine Aussprache und teilte ihm mit, dass ich einen Ruf nach Magdeburg erhalten solle. Er war damit gar nicht

einverstanden und sagte mir, man habe auch in der Fakultät schon erwogen, mich zum Honorarprofessor ernennen zu lassen. Ich nehme an, dass der Mollierschüler Pauer den Plan verfolgte, die mit Merckels allzu frühem Tode abgebrochene Dresdner Schule der Tieftemperaturtechnik wieder aufzunehmen. Ich lehnte in Magdeburg ab.

Auf die Professur wurde dann Herr Carl Justus Heckmann berufen, der aus den Breslauer Heckmannwerken stammte, die sich in Pirna als Privatbetrieb und in Amstadt als Chema Rudisleben niedergelassen hatten. Die oben erwähnte Mitarbeit in Wurzen wurde am 2. Mai 1950 durch einen Vertrag festgelegt, mit dem ich ein freiberufliches Arbeitsverhältnis einging. Dann trat, nachdem, wie oben beschrieben, die Anlage in Wurzen zufrieden stellend ausgefallen war, die VVB Nagema in der Person des Abteilungsdirektors Karl Bernhardt an mich heran, ihr bei der Durchführung eines Großprojektes für die Metallurgie behilflich zu sein. Es handelt sich um Sauerstoffanlagen für 3000 Kubikmeter pro Stunde. Am 1. Oktober 1951 wurde ein Vertrag geschlossen, in dem es heißt:

„Herr Dr. Jungnickel verpflichtet sich, für die Entwicklung einer vollständigen Sauerstoffgewinnungs-Anlage mit einer Leistung von 2500-3000 m³/h nach dem Linde-Fränkler-Verfahren folgende Beiträge zu leisten.“ Es folgen Details.

Die VVB setzte das Gehalt mit 1000 M/Monat fest. Nunmehr hatte ich nebeneinander drei Funktionen:

- 1.) Den eigenen Betrieb in der Lehmühle,
- 2.) den Lehrauftrag an der Technischen Hochschule,
- 3.) den Konstruktionsauftrag bei der VVB Nagema.

Für die letzte Aufgabe stand überhaupt kein ausgebildetes Personal zur Verfügung. Die Nagema verschaffte mir in Sporbitz im VEB Mühlenbau (früher Gebr. Seck) einen Raum. Hans Lohse stellte sich zur Verfügung. Ich konnte dann Absolventen der TH, die bei mir gehört hatten, zur Mitarbeit gewinnen: Dipl.-Ing. Müller, Dipl.-Ing. W. Otto. Es gelang mir, in unserer Wohnung in Radebeul wieder Fuß zu fassen. Am 11. Juni 1952 bekam ich die Zuweisung des Wohnungsamtes für 2 Räume, Einsteinstr. 20, die durch den Wegzug einer Frau Elsner frei geworden waren. Ende 53 bekamen wir die ganze Wohnung wieder zugewiesen. Dann kamen Marianne mit den Kindern und Erna Lippmann nach. Da ich in der Zwischenzeit meist in Dresden war, leitete Marianne den Betrieb allein. Der Verkauf an H. Franke erfolgte am 31.12.1953.

Das Konstruktionsbüro entwickelte sich und wurde in das Gebäude der Dresdner Gardinenfabrik verlegt. Es wurde Ende 1952 ein selbständiger Betrieb daraus, der mit anderen betrieblichen Konstruktionsbüros vereinigt wurde und ich wurde als Chefkonstrukteur eingestellt.

PROJEKTCHEMIE - INSTITUT - PROFESSUR

Leiter des neuen Betriebes war Herr Ing. Fritz Rothe, kaufmännischer Leiter zunächst ein Herr Kalk, der sich als stv. Oberbürgermeister von Leipzig einen zweifelhaften Namen mit dem Versuch gemacht hatte, das Völkerschlachtdenkmal zu schleifen. Dabei war er auf den entschiedenen Widerstand der Besatzungsmacht gestoßen, die diese Schlacht zu den größten Erfolgen der russischen Heere zählte. Kalk war mit der Schauspielerin Ingeborg Werzlau-Kalk verheiratet und wurde später wegen seines zwielichtigen Vorlebens versetzt. An seine Stelle trat der nachmalige Präsident der Jüdischen Gemeinde in der DDR, Helmut Aris. Zuvor hatte Kalk aber für eine bessere Unterbringung gesorgt. Das neue Geschäftslokal für das Sauerstoff-Projektierungsbüro war auf der Karcher Allee, Ecke Winterbergstraße. Eine unerwartete Gelegenheit zur Weiterbildung des Personales ergab sich, als eine Groß-Sauerstoffanlage in Werk Lützkendorf stillgelegt werden sollte. Eine gemeinsame Anstrengung mit Karl Bernhard, der inzwischen in Berlin in der zuständigen Hauptverwaltung das Ressort Forschung und Entwicklung leitete, führte zu dem Auftrag, diese Anlage in die Maxhütte Unterwellenborn umzusetzen, deren Stahlwerkschef Dr. Eichel, ein alter Flick-Mitarbeiter, sehr an der Einführung der Sauerstoff-Metallurgie interessiert war. Diese Richtung ist in Unterwellenborn, ähnlich wie im Schwesterwerk Sulzbach-Rosenberg, konsequent weitergeführt worden und hat zu großen Erfolgen geführt .

Ich habe damals - ohne juristischen Hintergrund - Verträge abgeschlossen. Das trug mir eine Rüge durch den damaligen Staatssekretär im Maschinenbauministerium Wilhelm Zieseniß ein (früherer Wehrwirtschaftsführer). Als ich ihm sagte, dass ich die Umsetzung abblasen würde, wies er mich an, die Aktion in seinem direkten Auftrage weiterzuführen. - Die Umsetzung erfolgte unter Leitung von Hans Lohse und war ein Erfolg. Die Abnahme im Frühjahr 1953 wurde unter der Kontrolle vom Obermeister der Sauerstoffanlagen der Leuna-Werke durchgeführt und ergab keine Beanstandungen. An dem Abend wurde im „Anker“ in Saalfeld mächtig gefeiert und Herr Aris hatte über den Durst getrunken. Ich bin später mehrfach mit studentischen Exkursionen in der Maxhütte gewesen. Ich erinnere mich, dass die Studenten in der Jugendherberge untergebracht waren. Sie kamen früh zurück, um mich vom „Anker“ abzuholen. Einer meldete, es sei alles glatt gegangen. Nur ein paar Bilder seien heruntergefallen. Ich muss wohl etwas betroffen gewesen sein, denn er ergänzte: „Sie brauchen keine Sorgen zu haben, es waren nur Landschaften.“

Jedenfalls hatte ich nunmehr eingearbeitete Mitarbeiter und war auch in den Leunawerken zu einem gewissen Ansehen gekommen. Der Oberingenieur Dr. Rabes machte mich mit dem Problem des Argons im Ammoniak-Synthese-Restgas bekannt.

Es handelte sich darum, dass bei der Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak das von der Luftzerlegung mitkommende Argon (und die anderen Edelgase) automatisch angereichert werden und die Reaktion blockieren. Das zwingt zur Abgabe eines Restgases, welches verbrannt wurde, obwohl noch ca. 50% wertvollen Wasserstoffes enthalten sind. Wenn man das Argon isolierte, könnte man Stickstoff und Wasserstoff recyceln. Ich entwarf ein prinzipielles Verfahrensschema und ließ es teilweise in Diplomarbeiten durchrechnen. Ein Diplomand, Müller, ist mit den Erkenntnissen seinerzeit zu Messer & Co. nach Griesheim gegangen. Diese Firma hat dann eine Anlage in Petfördö gebaut und Leuna ein Angebot gemacht, als ich schon einen Entwicklungsauftrag von meinem Maschinenbauministerium hatte. Der kaufm. Direktor von Leuna, Dr. Sundhoff, versuchte das zu verhindern. Vermutlich hatte er von Messer-Griesheim eine private Zusage erhalten. Er hat bald die Seite gewechselt. Ich konnte aber mit der Unterstützung von Generaldirektor Stobbe durchsetzen, dass ich die Anlage bauen konnte, obwohl Sundhoff die Staatssicherheit auf mich angesetzt hatte.

Mit der Gewinnung von Argon hatte ich mich schon im Zusammenhang mit Sauerstoffanlagen beschäftigt. Es war bekannt (Arbeit von Ahl), dass sich Argon in der oberen Läuterungssäule anreichert, und man kann in einem dritten Gasauslass ein Gemisch mit 5 bis 10% Argon abziehen. Dieses kann in einer weiteren Säule bis auf geringe Anteile von Sauerstoff rein gewonnen werden. Ich habe in Berlin im Werk Oberschöneweide eine solche Anlage gebaut, die Argon lieferte. Als sie in Betrieb genommen wurde, herrschte am Argonauslass Unterdruck. Ich hatte nicht berücksichtigt, dass die Trennsäule über 100 Rektifizierböden hatte, die mit ziemlich reinem, flüssigen Argon gefüllt waren. Dieses hat eine große Dichte. Der Druck im ganzen Apparat musste erhöht werden, um das Argon herauszubekommen, glücklicherweise vertrugen die anderen Apparateteile die höhere Belastung.

Im Jahre 1954 erfolgte die bereits erwähnte Ernennung zum Professor im Nebenamt, die mir auch in der Industrie viel Nutzen einbrachte. Ich wurde oft als fachlicher Berater zu Sitzungen der Kommission 6 (Maschinenbau) des RGW mitgenommen und habe auch einmal eine Sitzung einer Unterkommission in Dresden organisiert. Sie fand im „Dresdner Club“ statt, der eines der Albrechtschlösser als Clublokal eingerichtet hatte, nachdem der „Rote Baron“, Manfred von Ardenne, von seinem Gönner Walter Ulbricht, die Genehmigung zur Gründung erhalten hatte.

Eine Reise nach Moskau ist mir noch in besonderer Erinnerung. Sie fand unter Leitung des damaligen Chefs der Plankommission Carl Mewes statt. Bei den Beratungen innerhalb der Delegation mussten wir uns im Zimmer einer Schreibkraft über den Tisch beugen, nachdem dieser unter der Lampe weggenommen worden war und uns im Flüstertone verständigen.

Ich konnte dann in dem stillgelegten Kohlensäurewerk der AGfKo an der Hamburger Straße ein Versuchsfeld einrichten. Ich konnte die besten meiner Schüler in meinem Büro anstellen, wodurch sich die Leistungsfähigkeit schnell erhöhte. Besonders bei der Entwicklung der Argonanlage zeigte sich das, als diese, von Chema Rudisleben geliefert, in Leuna angefahren wurde. Dabei kam mir auch zugute, dass ich die Entwicklung der Gaschromatographie sehr gefördert hatte, denn die pauschalen Angaben über die Zusammensetzung des Restgases waren nur Durchschnittswerte. Die Analysen nach den hergebrachten Methoden der Gasanalyse dauerten 6 Stunden und wenn man sie erhielt und die Einstellung am Apparat danach wählte, stimmte das schon lange nicht mehr. Mit der im eigenen Labor entwickelten Chromatographie erhielt man aber die Zusammensetzung des Restgases und die Werte für die Produkte nach wenigen Minuten. Damit gelang es, die Anlage stabil zu fahren und eine große Menge reinstem Argons zu produzieren. Nun verstummten alle Kritiker und Generaldirektor Stobbe beantragte für mich einen Nationalpreis.

Inzwischen hatte ich auf Sitzungen des ZK-Plenums, zu denen ich als Gast eingeladen war, entschieden für die wissenschaftliche Durchdringung des Chemieanlagenbaues plädiert und die Schaffung eines Institutes gefordert. Das Institut wurde am 1.7.1959 aus dem VEB Projektierung und Anlagenbau Chemie und aus dem VEB Konstruktion und Entwicklung von Kälte-, Luft- und Wärmetechnischen Anlagen gebildet, nachdem aus diesen alle für die Produktion unmittelbar wirksamen Teile aus und in die Betriebe zurückgegliedert worden waren. Das Projektierungsbüro für Luftzerlegungsanlagen kam zu Chema Rudisleben, später aber wieder zurück, als das Institut wieder zum VEB KCA wurde.

1958 war ich aber zum Ordinarius für Kältetechnik an der 1961 zur Technischen Universität gewordenen Dresdner Bildungsanstalt berufen worden und habe dann das Institut mit Billigung der beteiligten Ministerien im Nebenberuf geleitet. Von der SED wurde häufig der Versuch gemacht, mich zum Eintritt in diese Partei zu bewegen. Ich wurde wegen meiner Stellung zweimal zu Plenartagungen des Zentralkomitees eingeladen und auch einmal zum Parteitag, dem VI. Dabei bekam ich Einblicke in den Mechanismus des Parteilebens, die mich in meiner Ablehnung dieser Art von Politik bestärkten.

Das eine Plenum fand statt, als die Inder und Chinesen einen Grenzstreit im Himalaja hatten. Ulbricht kommentierte wie folgt: „Das war ein merkwürdiger Krieg, die Inder haben zuerst geschossen und fielen auch zuerst tot um.“ Diese Kritik an den chinesischen Genossen durfte aber nicht im Protokoll erscheinen. Aber zum VI. Parteitag erreichte die Kontroverse ihren Höhepunkt. Der Leiter der Chinesischen Gastdelegation verunglimpfte sowohl den anwesenden Chruschtschow als auch den Jugoslawischen Staatschef Tito. Der Tagungsleiter Verner entzog ihm daraufhin das Wort, versäumte es aber, dies der Dolmetscherkabine mitzuteilen, diese setzte daher die Übertragung des Textes noch eine geraume Zeit fort. Die Streitigkeit gipfelte dann. Während alle Anwesenden zum Gesang „Völker hört die Signale ...“ aufstanden, klappte der Chinese sein Heft zu und verließ demonstrativ den Saal. Chruschtschow hatte vorher die Unverschämtheit gehabt zu sagen, dass er diesmal noch der gute Onkel gewesen sei, der viele Gaben mitgebracht habe, in Zukunft würde es aber keine weiteren Unterstützungen geben.

Ich hatte damals gerade in Moskau (siehe oben) miterlebt, wie Mewes abgekanzelt worden war, als er verlangte, dass die SU ihre Stahllieferungen zum Weltmarktpreis berechnen solle, da sie ja auch für die Schiffe, die unsere Werften lieferten, nur Weltmarktpreise, aber in Rubel bezahlte. Es wurde ihm gesagt, wenn er den Stahl im Westen billiger bekäme, so sollte er ihn auch dort kaufen. Dabei wussten sie selbstverständlich genau, dass wir für die Rubel nichts bekamen. Mewes ist dann bald abgelöst worden.

Ich habe mich zuletzt noch unbeliebt gemacht, weil ich den Parteitag vor Ende verlassen wollte. Das galt bei den Genossen als schlimme Disziplinlosigkeit. Man zeigte damit nach Ansicht der Parteigrößen, dass man die hohe Weisheit, die im zusammenfassenden Schlusswort des Generalsekretärs steckte, nicht schätzte. Wir hatten aber eine Familienreise nach Österreich vor, wo wir am Faaker See ein Quartier bestellt hatten. Das war uns möglich, weil ich in dem mit dem Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen 1953 geschlossenen Einzelvertrag die Bedingung durchgesetzt hatte, dass ich Urlaub mit der Familie auch im westlichen Ausland machen könne, wobei mich das Staatssekretariat unterstützen wollte. Ich bekam einen relativ bescheidenen Betrag in Schilling. Details der Reise sind in den von Marianne mit Präzision geführten Reiseberichten nachzulesen. - Da ich kein Genosse war, konnte man die strenge Disziplin nicht anwenden und ließ mich grollend meiner Wege gehen.

Die zweite Teilnahme an einem Plenum kam zustande, da ich Gründe für den weiteren Ausbau des Institutes liefern sollte. Ich wurde aufgefordert, einen Diskussionsbeitrag zu liefern, den ich an Ort und Stelle auf eine Kassette zu sprechen hatte, damit er, ehe ich ihn vor den Delegierten hielt, geprüft werden konnte. Da es auf der Hand lag, dass es keine

leistungsfähige Chemieindustrie ohne einen leistungsfähigen Apparatebau geben könne, brauchte ich Marx, Engels, Lenin und Stalin nicht bemühen, was ich auch gar nicht gekonnt hätte, da mein theoretisches Wissen nur auf dem beruhte, was Dr. Költzsch, der Geschichtslehrer in der Landesschule geboten hatte. Schriften von diesen Heiligen habe ich nie gelesen. Der Beitrag wurde im „Neuen Deutschland“ abgedruckt.

Bei diesem Plenum wurden einige Vorträge über Schweden geboten, die den Delegierten hätten klar machen müssen, wie groß der technologische Rückstand damals, 1962, schon war. Ein Vortrag beschäftigte sich mit der elektronischen Datenverarbeitung im Einzelhandel. Die einzelnen Stücke eines Bekleidungsgeschäftes hatten Etiketten, die maschinenlesbar waren. Die Aussage wurde an der Kasse in einem Lesegerät aufgenommen und gespeichert. In einem Zentralcomputer wurden die Speicher ausgewertet und erlaubten dem Geschäftsinhaber tägliche Aussagen über den Umsatz insgesamt, über den Trend bei Farben und Schnitt sowie die Bestände der einzelnen Artikel u. a. m. Es wurden modernste Schwedische Krankenhäuser gezeigt, die direkt mit Schwesternheimen verbunden waren, wo die Schwestern mit dem Fahrrad unterirdisch auch im härtesten Winter zu ihrer Station fahren konnten.

Wenn ich von einer solchen Tagung zurück kam, erschien stets der Parteisekretär und hoffte, dass der Glanz der Veranstaltung mich für den Eintritt in die Partei reif gemacht hätte. Ich habe dann immer gesagt, dass ich erst dann überlegen würde diesen Schritt zu gehen, wenn er mir sagen würde, wo mein Schwiegervater begraben worden sei. Das hat immer geholfen. Besonders betrübt war der damalige Parteisekretär Weber, wenn ich nach Moskau, der Stadt seiner Träume und seiner Sehnsucht fuhr. Ich habe es dann so eingerichtet, dass er einmal in die Delegation eingereiht wurde. Bei einer Fahrt in der Metro (Er fuhr alle Strecken ab) lernte er einen „Altkommunisten“ kennen, der ihn zu sich einlud, ihn dann betrunken machte und ausraubte. Weber entschuldigte das mit „Relikten des Kapitalismus“, ist aber letztlich seelisch daran zerbrochen. Die Desillusionierung war zu hart. Er starb bald darauf.

Bei der Gründung des Institutes wurde mir vorgeschlagen, als Technischer Direktor einzutreten. Direktor sollte nach dem Willen des zuständigen Ministers ein Herr Merbitz werden. Der war gelernter Schlosser und war durch die SED zum Werkleiter eines kleinen Betriebes der Lufttechnik geworden. Ich kannte ihn und wusste, dass er überhaupt keine Beziehungen zu wissenschaftlicher Arbeit hatte, und lehnte es ab, unter diesen Bedingungen einzutreten. Daraufhin wurde Merbitz als Technischer Direktor eingesetzt, und ich übernahm die Leitung. Die jungen Diplomingenieure machten sich nun ein Vergnügen daraus, Merbitz schwierige Fragen zu stellen, denen er sich dadurch entzog, dass er

sagte, er würde sich das überlegen und käme bald wieder, ließ sich aber nicht mehr sehen. Er fuhr zur Brünner Messe mit, und ich gab ihm den Auftrag, mit der Dänischen Firma Niro Atomizer Kontakt aufzunehmen. Zum Gaudium der anderen Mitarbeiter berichtete er dann, er hätte mit „Herrn Atomiezer“ persönlich gesprochen. Als er gewarnt wurde, dass in Brunn die Grippe umginge, meinte er, dagegen sei er „anonym“.

Die Leipziger Messe wurde damals immer durch W. Ulbricht eröffnet, der von den Generaldirektoren genaue Informationen über Neuentwicklungen und Verbesserungen haben wollte. Ich musste dem Generaldirektor dazu alles vorbereiten und war deshalb eher auf der Messe. Außerdem wusste ich auch aus der Zusammenarbeit mit den Betrieben wichtige und interessante Details. Einmal war ich aber aus irgendwelchen Gründen um diese Zeit nicht da, und nun sollte Merbitz die Aufgabe übernehmen. Er gab dem Generaldirektor Kurze völlig unzureichende bzw. gar keine Informationen und Kurze wies mich an, ihn sofort zu entlassen. Ich wies Herrn Kurze darauf hin, dass mir der Minister gesagt habe, dass Merbitz das Vertrauen der Partei genieße. Außerdem wäre es möglich, dass jüngere Mitarbeiter erstaunt sein könnten, wie man hier mit einem Altkommunisten umginge. (Merbitz war schon 1920 aus der USPD in die KP übergetreten), und Rückschlüsse ziehen, wie man mit ihnen später einmal umgehen könnte. Denn Merbitz sei ja schon 63 Jahre alt und nur auf Befehl der Partei in diese Stellung gekommen.

Ich schlug vor, einen Bereich für ökonomische Fragen des Industriezweiges zu schaffen und Merbitz die letzten zwei Jahre diese Abteilung zu übertragen, ihm aber einen jüngeren Akademiker beizugeben, der ihn bei der Pensionierung ablösen sollte. Diese Stelle wurde mit Dr. rer. oec. J. Neumann besetzt, der dann eine Studie über die Ökonomie des Industriezweiges in Angriff nahm.

Etwa zur gleichen Zeit richtete ich auch eine technologische Abteilung ein, mit deren Leitung ich Dr.-Ing. H. Weber beauftragte, einen Schüler des TH-Professors für spanabhebende Verformung A. Richter (Spänerichter). Er hat diese Aufgabe mit Erfolg gemeistert. Als die Chemnitzer TH gegründet wurde, sollte er dorthin berufen werden. Kurze und ich wollten ihn behalten und Richter wollte seinen Nachfolger aus ihm machen. Kurze und ich fuhren nach Berlin um bei dem zuständigen Abteilungsleiter des ZK vorstellig zu werden. Wir flogen in hohem Bogen wieder heraus. Herr Hornig bedeutete uns, dass wir in Zukunft besser nicht an Beschlüssen der höchsten Parteispitze herumkritisieren sollten. Kurze darauf draußen: „Professor, ich glaube, wir haben einen Fehler gemacht.“ Mein Kaderleiter (=Personalchef) Barchmann wollte erst den Dr. Weber nicht einstellen, weil er aus der Blockpartei CDU ausgetreten war, ohne den „einzig möglichen“ weiteren Weg

in die SED zu finden. Weber wurde in Chemnitz schnell Parteimitglied und bald darauf Rektor. Auch Dr. Neumann trat in die SED ein, wurde Professor erst in Jena, dann in Dresden. Beide hätten es nicht nötig gehabt. Als Parteiloser musste ich sehr aufpassen, denn ich wurde genau beobachtet. Als ich einmal zu einem „Roten Treff“ in Cottbus nicht erschien und auch keinen leitenden Mitarbeiter entsandte, wurde ich in der Presse scharf kritisiert.

Es gab eine Fernsehsendung „Prisma“, die sich mit „Problemfällen“ beschäftigte. Ich war nun verschiedenen Werkleitern lästig geworden, weil ich als Kontrollorgan des Generaldirektors angesehen wurde. Diese Werkleiter hatten „Prisma“ informiert, dass das Institut völlig nutzlos sei. Prisma schickte darauf ein Team. Dieses arbeitete auf folgende Weise: Die Werkleiter waren in einem Raum versammelt und ersannen Fragen an mich. Der Reporter suchte sich seiner Meinung nach solche Fragen aus, die mich in Verlegenheit bringen würden. So hatte z.B. der Werkleiter von NEMA Netzschkau die Frage gestellt, was aus dem vielen Geld würde, welches der Betrieb als Umlage für das Institut gezahlt hätte und was als Nutzen an den Betrieb zurückgeflossen sei. Ich hatte mir aber von meinen Abteilungen Zusammenstellungen über die Arbeiten für die Betriebe machen lassen und konnte dem Reporter genaue Zahlen bieten, die ein ganz anderes Bild ergaben. In vielen Fällen kamen die Mitarbeiter der Betriebe und ließen sich beraten, ohne die Werkleiter zu informieren. Netzschkau hatte sogar die im Institut durchgeführte Neuentwicklung einer Splitter-Eisanlage als eigene Neuheit auf der Messe vorgestellt. Die Prismasendung wurde sang- und klanglos abgeblasen.

Als das Dresdner Flugzeugwerk aufgelöst wurde, da man einsehen musste, dass dieses Vorhaben für die DDR eine Nummer zu groß war, sollten die wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter umgesetzt werden. Es waren meist ehemalige Flugzeugkonstrukteure, die zunächst in der Sowjetunion ausgenutzt wurden und dann, zurückgeführt, mit hohen Gehältern in der DDR gehalten worden waren. Mir wurden fünfzehn Mathematiker und Physiker zugewiesen, deren Gehälter weitergezahlt werden sollten. Diese lagen bei 5000 M und höher, während unsere Mitarbeiter, auch die leitenden, kaum mehr als 1500 M erhielten. Ich befürchtete eine ernsthafte Störung des sozialen Friedens, denn diese Zahlungen hätten sich nicht verbergen lassen. Ich weigerte mich daher, diese Herren einzustellen, es sei denn, die Differenzbeträge zu unseren vergleichbaren Stellendotierungen würden individuell an die Betroffenen von Berlin bezahlt. - Der Minister für den Maschinenbau wies mich schriftlich unter Androhung von Disziplinarmaßnahmen an, die Einstellungen durchzuführen. Die Differenzzahlungen wurden nach meinen Vorschlägen geregelt.

Nach etwa einem Jahr kam ein Kontrolleur des Zentralkomitees und machte mir heftige Vorwürfe, weil ich die soziale Zusammensetzung der Belegschaft durch die Einstellung einer Anzahl Offiziere und Feldwebel der Wehrmacht negativ verändert hätte. Er drohte mir Disziplinarmaßnahmen an. Ich entgegnete ihm, dass ich schon einmal ähnliche Drohungen empfangen hätte, weil ich die Herren nicht einstellen wollte und zeigte ihm den Ministerbrief. Er wollte den Brief mitnehmen. Ich gab ihm aber das Schreiben nicht, und ich hörte nichts wieder davon.

Eine weitere schwierige Situation trat ein, als der Verwaltungschef des Institutes, Helmut Aris, zum Präsidenten der Jüdischen Gemeinde in der DDR gewählt wurde. Aris gehörte der SED an, obwohl diese religions- und kirchenfeindlich war, und Aris sich offen zur mosaischen Religion bekannte. Auch seine Frau, Gertrud geb. Richter, eine ehemalige Nagema-Sekretärin, musste zum mosaischen Glauben konvertieren.

Herr Aris wurde nun sehr häufig zu internationalen Veranstaltungen gebraucht. Er war der Vorzeigejude der DDR, die im Übrigen in Anlehnung an die UdSSR nicht frei von Antisemitismus war. Seine Arbeit im Institut musste immer häufiger von den Mitarbeitern erledigt werden. Das veranlasste mich, ihm nahe zu legen, auf das Amt zu verzichten, da er ja als Präsident eine gut ausreichende Versorgung habe.

Nach einiger Zeit ging er auf meinen Wunsch ein und bat um seine Entlassung. Ich instruierte den Kaderleiter (=Personalchef) Barchmann, dass für mich als Nachfolger nur ein jüdischer Mitbürger in Frage käme. Barchmann fand eine geeignete Persönlichkeit in dem aus dem Baltikum stammenden Dr. jur. Brinitzer.

Nicht lange nach dessen Einstellung besuchte mich der 2. Sekretär der Bezirksleitung Dresden der SED, ein gewisser Bartel. Seine Meinung war, dass es international Schaden für die DDR machen könnte, wenn westliche Journalisten aufbauschen würden, dass der Präsident der Jüdischen Gemeinde in der DDR seine Stellung verloren hätte. Als ich ihm sagte, dem könne man in Ruhe entgegen sehen, da ja sein Nachfolger ebenfalls ein Mitglied dieser Gemeinde sei, war er sehr zufrieden und verabschiedete sich: „Na, da hat sich das erledigt.“

Die grundsätzliche Einstellung wurde für mich am Beispiel des Prof. Dr. Landsberg sichtbar. Landsberg war Mathematikprofessor an der Universität Dresden und SED-Mitglied. Er war Kandidat des Zentralkomitees geworden und sollte Mitglied werden. Das wäre aber nur gegangen, wenn er auf seinen mosaischen Glauben verzichtet hätte. Da er das nicht tat, wurde er aus der Kandidatenliste gestrichen.

Die Spannungen nahmen aber langsam weiter zu. Da sich das Institut konsolidierte und sein Einfluss sichtbar zunahm, ich aber keine

Zugeständnisse in Bezug auf eine Mitgliedschaft machte und andererseits wirtschaftliche Vorstellungen vertrat, die „kapitalistisches Denken“ verrieten, wollte man gern einen zuverlässigen Genossen an der Spitze des Institutes sehen. Dieses war inzwischen nach der Teilung der VVB, in eine VVB Chemieanlagenbau und eine VVB Luft- und Kältetechnik, ebenfalls geteilt worden. Ich übernahm das Institut für Chemieanlagen, während der von mir eingestellte Herr Petzold Leiter des Luft- und Kältetechnischen Institutes wurde. Er hatte im Institut eine beachtete Dissertation verfasst und war in der Bauabteilung der Uni Nachfolger von A. Kussmann geworden. - Petzold war kein SED-Mitglied. Er ließ sich vom Generaldirektor Witzschas nicht in seine Leitungsmethoden hineinreden und es kam zum Konflikt, der damit endete, dass Petzold das Institut verließ und sich ganz und sehr erfolgreich auf seine Hochschultätigkeit konzentrierte. Ich hätte ihn seinerzeit gern als Nachfolger des ungarischen Gastprofessors Macskasy, als Ordinarius für Heizung, Lüftung und Klimatisierung gesehen, aber die Partei drückte mit Hilfe von Herrn Elsner die Berufung von Herrn Kraft, einem Schüler Elsners, durch. Die Trennung der Institute führte auch dazu, dass im Ministerrat nunmehr der für Chemieanlagen zuständige Minister Pasold für das Institut maßgebend war. Der Generaldirektor der VVB Chemieanlagen Kurze war inzwischen ausgewechselt worden, weil er den unverzeihlichen Fehler gemacht hatte, den Schwiegersohn des Ministerpräsidenten Stoph, einen Herrn Biermann, der technischer Leiter der VVB war, wegen Unfähigkeit (mit Recht) zu entlassen. Biermann war dann später Chef bei Zeiß in Jena und hat dazu beigetragen, diesen Betrieb zu ruinieren. - Der neue Generaldirektor Fritzsche war ein Quartalssäufer und hatte herzlich wenig Ahnung vom Apparatebau.

Pasold war früher Chef der Gießerei in der „Ersten Maschinenfabrik Karl-Marx-Stadt“ gewesen und eng mit dem von Kurze gefeuerten dortigen Werkdirektor befreundet. Er richtete für diesen in Dresden eine Rationalisierungsgruppe ein und man suchte nach einer geeigneten Unterkunft. Ich hatte für das Institut den Ausbau der Ruine des Landesarbeitsamtes an der Bertold-Brecht-Allee durchgesetzt. Pasold wollte nun das Institut in die Immobilien der ehemaligen Luftkriegsschule in Klotzsche umsetzen, um Platz für seinen Freund in Dresden zu schaffen. Ich setzte mich dagegen zur Wehr, da sicher die Ingenieure und Wissenschaftler den Umzug mitgemacht hätten, nicht aber die technischen Hilfskräfte, da die Verkehrsverbindung katastrophal war. Einer Weisung setzte ich [meine Kündigung](#) entgegen. Das konnte ich risikolos, da ich hauptamtlich Professor an der TU war.

Es lief damals die Ausarbeitung einer umfassenden Durchleuchtung der Ökonomie des Industriezweiges. Sie wurde von Fritzsche als unzureichend

eingeschätzt. Ich habe sie ein Vierteljahr später -unverändert- wieder eingereicht und sie wurde nun hoch gelobt.

Ich wurde gebeten, die Leitung beizubehalten, bis ein Nachfolger gefunden sei. Gleichzeitig trug mir die Fakultät das Amt des Dekans an. Da ich annahm, dass die Nachfolge bald geregelt würde, nahm ich diese Wahl an. Pasold erhob Einspruch, weil ich mit meiner Kündigung ein „Regierungsmitglied brüskiert“ und auch noch das Institut zu leiten hätte. Daher bestätigte nach einigem Hin und Her das Ministerium die Wahl zum Dekan nicht. Als neuer Dekan wurde nun Herr Elsner gewählt und bestätigt. Auf diese Weise blieb es mir erspart, im Zuge der Hochschulreform die Auflösung der altherwürdigen Fakultät für Maschinenwesen durchführen zu müssen. Einer meiner früheren Schüler, der Dr.-Ing. Siegfried Weiß, erklärte sich bereit, die Leitung des Institutes zu übernehmen, so dass der Generaldirektor Fritzsche mich per 31.12. 1964 von meinen Pflichten entbinden konnte. Weiß war ein treuer Genosse.

Ich habe mich in der Folgezeit auf das Lehramt und die Leitung des KdT-Fachausschusses Kältetechnik konzentriert. Die letztere Tätigkeit wird in einem späteren Kapitel abgehandelt.

Ich war nicht wenig erstaunt, als man bei der Hochschulreform 1968 mit der Aufforderung an mich herantrat, dass ich die Leitung der neu gebildeten „Sektion Energieumwandlung“ übernehmen sollte. Ich wandte ein, dass ich ja wegen des Vetos des Herrn Pasold nicht hätte Dekan werden dürfen. Aber man erklärte mir, dass dieser schon längst nicht mehr Minister sei. Man sei auf mich wegen meiner Erfahrungen als Leiter und meines Ansehens als Wissenschaftler zugekommen. Ich sah die Möglichkeit, an die höchst erfolgreichen Zeiten von R. Mollier anzuknüpfen und dem Maschinenlabor wieder seine zentrale Stellung zu geben sowie die Kräfteverzettlung in den institutseigenen Werkstätten zu beenden. Mein eigener Lehrstuhl verfügte z.B. über eine große Werkstatt mit sieben Werkzeugmaschinen aber hatte nur einen Schlosser. So sah es in fast allen Instituten und Lehrstühlen aus. Ich erklärte mich bereit, die Leitung der Sektion zu übernehmen.

Die neue Sektion „Energieumwandlung“ umfasste folgende Bereiche:

- Thermodynamik
- Strömungstechnik
- Energiesysteme und Kraftwerkstechnik
- Kernenergetik
- Thermischer und hydraulischer Maschinenbau
- Mess- und Automatisierungstechnik thermischer Anlagen
- Kältetechnik
- Technische Gebäudeausrüstung

Diese Disziplinen gehören - mit Ausnahme der Kernenergetik - zur technisch-wissenschaftlichen Grundsubstanz der Dresdner Bildungsanstalt. Ich habe die Entwicklung in einem Artikel der Wissenschaftlichen Zeitschrift der TU Dresden auf Seite 1223, im Jahrg. 27 (1978) Heft 6 ausführlich behandelt. Unter dem Nachfolger von Gustav Zeuner, Richard Mollier, wurde die stärkste Ausstrahlung erreicht. Da das Maschinenlaboratorium dabei eine wesentliche Rolle unter der Leitung Adolf Nägels gespielt hatte, war es mein Anliegen, wie bereits oben gesagt, mutatis mutandis wieder daran anzuknüpfen.

Ich fasste daher die handwerklichen Kapazitäten wieder zusammen, wodurch die Produktivität der Werkstatt wesentlich erhöht wurde. Es war dann auch möglich, aussichtsreiche Arbeiten besonders zu fördern. Glücklicherweise sahen alle Beteiligten den Sinn dieser Maßnahmen ein, die auch in ähnlicher Weise bei den Bücherbeständen in Angriff genommen wurden.

Mit der Parteileitung geriet ich gleich zu Anfang in Differenzen. Man hatte den gerade erst aus der Praxis als Nachfolger für Herrn Boie berufenen Herrn Altmann als stellvertretenden Sektionsdirektor für Erziehung und Ausbildung eingesetzt, der keinen Überblick über die internen Strukturen und die geltenden Gesetze und Verordnungen hatte. Ich entsprach daher seinem Wunsch und entband ihn von dieser Aufgabe und bestimmte im Alleingang den Oberassistenten im Maschinenlabor, Dr. Wengors, zur Wahrnehmung dieser Aufgabe.

Wenn man auch in Bezug auf die Person meine Wahl nicht beanstanden wollte, wurde meine Missachtung der „Autorität der Partei“ sehr kritisch vermerkt. Auch später gab es noch weitere solche Reibungen.

Da die Sektion sich auch mit den Problemen der Kernenergetik auseinandersetzen musste, wurde ein Lehrstuhl dafür eingerichtet. Wir versuchten, einen Herrn Ackermann dafür zu gewinnen. Der wurde aber durch den Staatssekretär Tschersich vom Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen kurzerhand an die neu gegründete Ingenieurhochschule Zittau verpflichtet, da der dortige Gründungsrektor Hans-Joachim Hildebrand, ein starker Genosse, über sehr viel Einfluss verfügte. Ich wandte mich daher an den Chef des Institutes Rossendorf, C. Fuchs (der berühmte Atomspion), der mir Herrn Adam empfahl, der dann auch berufen wurde. In meiner Eigenschaft als Sektionsdirektor wurde ich auch Mitglied der Atomkommission der DDR.

Bei einer Sitzung dieser Kommission, in der über die Standorte neuer Kernkraftwerke beschlossen werden sollte, kam es zu einer Kontroverse mit „Dipl.-Ing., Dipl. Wirtsch.“ HJ Hildebrand. Die Berechnungen hatten ergeben, dass die Erzeugungspreise nur geringfügig differierten. Hildebrand plädierte für den Standort bei Magdeburg, weil dort der Strom um 0,2 Pfennige/kWh

billiger sei als an allen anderen Standorten. Ich wandte ein, dass doch die Berechnungen mit Fehlern bei den Annahmen belastet wären, die sich auf das Ergebnis auswirkten, so dass eine solche geringe Differenz nicht signifikant genug sei, um als Entscheidungsgrundlage zu dienen. Hildebrand sagte daraufhin, dass es ja um Abermillionen von Kilowattstunden ginge und dann wäre die Differenz sehr bedeutend. Ich meinte dazu, dass ich auch multiplizieren könne aber auch die Fehlerfortpflanzung beachtet wissen wolle. Hildebrand entgegnete, dass es auch ein „Fehleraufhebungsgesetz“ gäbe, er meinte offenbar, dass sich Fehler auch zufällig kompensieren könnten. Der die Sitzung leitende Minister Ziergiebel entschied dann, dass die Frage zurückgestellt werden sollte. Er hatte mein Argument begriffen.

Als Sektionsdirektor hatte ich verschiedene Disziplinarfälle zu bearbeiten. Ein Eklat, den der Sohn des früheren Rektors Koloc im Studentenklub verursachte, indem er maoistische Texte vorgetragen hatte, führte zu einer Anklage gegen einen Studenten der Sektion.

Der Student Gresitza hätte den Koloc verpflichtet und den Abend im Studentenklub geleitet, hatte eine Dozentin der Gesellschaftswissenschaften gemeldet und der Prorektor Arnold hatte daraufhin das Verfahren eröffnet. Der Student bestritt seine Mitwirkung und ich verlangte, den Klubleiter dazu zu hören. Dieser gab zu, dass er der Verantwortliche gewesen sei. Ich beantragte nunmehr ein Verfahren gegen die Dozentin, weil sie wissentlich den Studenten Gresitza falsch angeschuldigt habe. Das wurde aber von Arnold abgelehnt.

In einem anderen Falle hatte der Student Fieback versucht, sich verbilligte Fahrkarten nach Berlin zu erschwindeln. Um Heimfahrten verbilligt zu erhalten, musste ein Antrag von der Sektion bestätigt werden, weil es diese Fahrten nur nach dem Heimatort gab. - Fieback war FDJ-Sekretär und deckte seinen Dienststempel so geschickt ab, dass es wie der amtliche Sektionsstempel aussah. Aber die Schalterbeamtin bei der Bahn hatte es bemerkt und das corpus delicti wurde mir zugestellt. Ich beantragte ein Disziplinarverfahren gegen Fieback, der auch Reserveoffizier war. Der Prorektor entschied, dass Fieback, der inzwischen diplomiert hatte, eine Stellung bei der Akademie der Wissenschaften in Berlin bekam, bei der auch eine Wohnung inbegriffen war und das Verfahren wurde, da F. ja kein Student mehr sei, gar nicht eröffnet.

Diese Fälle, sowie auch mein Eintreten für den Kollegen Pohlenz und den Studenten Tammer verschafften mir den Ruf eines „Reaktionärs“. Deswegen wurde auch meinem Sohn Gotthard und meiner Tochter Annerose das Forschungsstudium verweigert, welches ihnen leistungsmäßig zugestanden hätte. Der Professor Heber, der Gotthard abgelehnt hatte, verschwand kurz hinterher in den „Westen“, er kehrte

von einer Dienstreise nach Paris nicht zurück.

Herr Pohlenz hatte in der Vorlesung die Schüsse an der Berliner Mauer scharf kritisiert und sollte fristlos entlassen werden. In einer Sitzung habe ich dem Parteisekretär klar gemacht, dass man so nur einen zweiten „Fall Havemann“ schaffen würde und erreichte, dass Pohlenz bei voller Pension und mit allen Rechten emeritiert wurde.

Der Student Tammer war gläubiger Katholik. Da er ein sehr guter Student war, hatte er sich für das Forschungsstudium beworben. Ein anderer Bewerber war ein SED-Student namens Büttner. In einer Seminargruppenversammlung warf Büttner dem Tammer vor, er habe sich bei Einsätzen gedrückt. Fast die gesamte Seminargruppe widersprach ihm und stellte es gerade umgekehrt dar. Ich habe meinen Einfluss als Sektionsdirektor geltend gemacht, um Tammer das Forschungsstudium zu ermöglichen, aber erfolglos. Wie man unter der Hand erfuhr, war Büttner in der Stasi einflussreicher IM, der den Parteiapparat in der Hand hatte. Er wurde Forschungsstudent, promovierte bald und entdeckte plötzlich seine Liebe für die evangelische Kirche und entschwand nach Westdeutschland. Tammer hat die laufenden Demütigungen nicht überwinden können und setzte seinem Leben ein Ende.

Bei einer der vielen „Wahlen“, zu der wir die Studenten treiben sollten, sprach ich mit meinem Stellvertreter Dr. Wengors, dass ich nicht verstände, warum man unbedingt 100% Beteiligung und Ja-Stimmen erzwänge. Meines Erachtens seien in solchen Wahlen 70% mehr als 99,991, da 30% Gegenstimmen die Wahrheit der 70% positiven Stimmen bestätigten. Diese und andere Äußerungen mögen dazu beigetragen haben, dass die Parteileitung den Entschluss fasste, mich als Sektionsdirektor abzulösen und durch einen erprobten Genossen zu ersetzen.

In schrecklicher Erinnerung sind mir noch die Leitungssitzungen mit dem Rektor Liebscher. Dieser hatte selbst nie richtig studiert und war nebenbei Dipl.-Ing. oec. geworden. Er verstand sich als genauer Vollstrecker des Willens der Partei. Sein Vertreter für die Planung der Wissenschaft, Felke, gab die Parole heraus „Eine Hochschule - ein Forschungsthema“, d.h. alle Forschungskapazität der TU sollte für ein einziges zentrales Thema wirksam werden, weil man der Meinung war, dass die Kapazität jetzt zersplittert würde. In unserer Sektion gab es aber eine sehr gute Verzahnung mit der industriellen Forschung, wie sie seit Molliers und Nägels Zeiten im Maschinenlaboratorium üblich war. Man versuchte, die Forschungspolitik der Sektion 12 lächerlich zu machen, da viele kleine Forschungsaufträge liefen.

Ich sollte z.B. Herrn Öhmichen, einen Schüler Nägels, der sein Leben lang erfolgreich auf dem Gebiete der Dieselmotoren gearbeitet hatte, in seinem 62.

Lebensjahr auf ein neues Aufgabengebiet umsetzen. Ich habe das selbstverständlich abgelehnt. Vor Liebscher war Frau Herforth Rektorin. Sie war von keinerlei technischem Verständnis belastet und war eine sture Funktionärin. Sie schaffte die letzten Reste der studentischen Freiheit ab, wie Umzüge bei Promotionen u. dgl. mehr. Sie war ausgesprochen schädlich für die Entwicklung der Universität. Sie hat die Auflösung des Lehrstuhles für Biologie zu einem Zeitpunkt veranlasst, als man schon sehen konnte, dass die Verbindungen zwischen Biologie und Technik immer enger wurden und die Umweltverträglichkeit der Technik als wichtig für die Zukunft erkannt wurde. Sie wollte auch den großen Windkanal der Sektion 12 ausräumen lassen, um daraus eine Sporthalle zu machen. Nur den vereinten Bemühungen von Herrn Albring und mir gelang es, das zu verhindern. Wenn in den Leitungssitzungen zu Anfragen geantwortet werden musste, wartete sie fast immer die Wortmeldung des 1. Sekretärs der SED-Kreisleitung ab - damals H. Meißner, der „schöne Harry“ - um nach dessen Einlassungen zu sagen: „Das wollte ich auch gerade sagen.“

Auf Grund der oben geschilderten Zusammenhänge erschienen im Jahre 1972 von Seiten der Parteileitung die Herren Dr. Wengors und Dr. Ranacher bei mir und legten mir nahe, das Amt des Sektionsdirektors abzugeben. Ich war froh, dass ich diese Last ablegen und mich in der Folge ganz auf die Arbeit am Lehrbuch für Kältetechnik und im Fachausschuss Kältetechnik konzentrieren konnte, soweit die recht umfangreiche Lehrtätigkeit es mir erlaubte. Die Tätigkeit im Fachausschuss werde ich in einem gesonderten Kapitel betrachten.

Im Sommer 1979 bat ich darum, mich pünktlich zu meinem 65. Geburtstag zu emeritieren. Eigentlich hätte ich bis zu dem, der Erreichung des 65. Lebensjahres folgenden Sommersemester im Dienst bleiben müssen. Es gab aber einen Härteparagrafen, der es gestattete, die Emeritierung eher zu genehmigen, wenn der Geburtstag nahe am 1. September war. Ein entsprechender Antrag fand die Billigung des Rektors, der froh war, so wieder einen Nicht-Genossen los zu werden. Er reichte das Gesuch befürwortend an den Minister für das Hoch- und Fachschulwesen weiter, der es genehmigte. Da noch kein Nachfolger bestimmt war, musste ich die Lehrverpflichtungen weiterführen. Ein diesbezüglicher Vertrag wurde mir angeboten und von mir angenommen. Ich schlug als Nachfolger Herrn G. Heinrich vor, der in der Nachfolge von Prof. Dr. Petzold Chef des Institutes für Luft- und Kältetechnik geworden war. Ich erhoffte mir von ihm, dass er mehr die praktisch-technische Richtung vertreten würde, war er doch lange Zeit technischer Leiter des Werkes Scharfenstein gewesen, das durch ihn große Fortschritte gemacht hatte. Er war früher ein sehr engagierter Genosse gewesen, hatte aber in seiner Tätigkeit die Unzulänglichkeit des „real existierenden Sozialismus“ erkannt.

Durch den Verkauf der Firma in Hartmannsdorf entstand die Frage, ob ich weiter dort Räume für ein Wochenende behalten könnte. Mein Nachfolger brauchte nicht alle Räume und überließ mir eine Küche und zwei Wohnräume. Von der Küche konnte man eine Art Balkon betreten, der sich über dem Gehäuse der Wasserturbine befand. Der eine Raum war unser früheres Schlafzimmer. Wir sind oft noch dort gewesen.

Im Kaufvertrag wurde festgelegt, dass ich diese Räume bis zur endgültigen Bezahlung des Kaufpreises kostenlos benutzen könne. Es war unwahrscheinlich, dass Hans Franke bald die Mittel aufbringen könnte. Dies änderte sich aber schlagartig, als eine neue Verstaatlichungspolitik betrieben wurde. Franke hatte seine, aus seiner Tätigkeit bei Heinkel (Flugzeugwerft in Rostock) herrührenden Kenntnisse benutzt, um sich bei verschiedenen Großbetrieben als Unterlieferant für Blechteile sehr nützlich zu machen. Wegen seiner niedrigen Löhne und der geringen Gemeinkosten konnte er Teile liefern, die dann von den Betrieben, nach ihrer Kalkulation berechnet, im Endprodukt Gewinn brachten, so z.B. beim VEB Fortschritt Neustadt. Diese Betriebe drückten nun darauf, dass sie im Rahmen der neuen Gesetze als „Staatliche Beteiligung“ Teilhaber der Zulieferbetriebe wurden.

Bei dieser Transaktion konnten die stillen Reserven steuerfrei aufgedeckt werden. Franke hatte z.B. von mir ca. 500 Stahlflaschen zum Einzelwert von 1 Mark übernommen, die nun in der Bilanz mit über 25000 M erschienen und anderes mehr. Der Kommanditist hatte sich mit 50% der Bilanzsumme zu beteiligen, das Geld wurde bar ausgezahlt. Franke hatte nun das Geld für den Restbetrag und konnte mir nun die Räume kündigen, da sein Sohn Günther heiraten wollte. Wir hatten nun kein Quartier mehr dort.

Ich wandte mich daraufhin an Helmut Kempe, der von seinem Schwiegervater Barsch das Amt des vereidigten Immobilienschätzers im Landkreis übernommen hatte, mit der Bitte, mich auf brauchbare Objekte, die ihm auf Grund seiner Tätigkeit bekannt würden, hinzuweisen. Helmut Kempe gab uns mehrere Hinweise z.B. in Schellerhau, Seyde und Rehefeld, die sich aber als nicht brauchbar erwiesen.

Im Jahre 1961 ließ dann die SED die Berliner Mauer bauen. Damit wurden weitere Auslandsreisen mit der Familie illusorisch. Im Einzelvertrag stand nämlich, dass das Ministerium die Westreisen im Rahmen seiner Möglichkeiten zu unterstützen hätte und man teilte mir mit, dass es zur Zeit keine Möglichkeiten gäbe. Zu dieser Zeit machte uns Kempe auf das Anwesen der Familie Renner (Kaufhaus am Altmarkt) aufmerksam, das der alte Herr Renner seiner Geliebten, und späteren Ehefrau, der Schauspielerin Thea Thiele vermacht hatte. Diese war „unbekannt

verzogen" und die Stadt Bärenstein hatte kein Geld, das Haus zu erhalten und stellte es zum Verkauf. Kempe wurde als Schätzer bestellt. Er teilte mir dies Ende Dezember 1961 mit. Ich bewarb mich. Der Bürgermeister eröffnete mir, dass schon Bewerbungen vorlägen und dass es einer Stellungnahme meines Vorgesetzten bedürfe. Das war damals der parteilose Rektor Schwabe der sich für mich einsetzte. Ich erhielt den Zuschlag und konnte die mit dem Nationalpreis verbundene Dotierung so gut anlegen. Wir konnten das Haus ab Frühjahr 1962 benutzen. Über das weitere Schicksal des Hauses wird später berichtet werden. In dem Hause wohnte noch ein Ehepaar Grießbach, welches nach der völlig unnötigen und unbegründeten Zerstörung von Altenberg durch die Rote Armee nach Bärenstein geflüchtet war. Frau Renner hatte sie aufgenommen und ein billiges Dienstmädchenpaar an ihnen gefunden. Frau Anna G. ist schon 1963 gestorben und Grießbach brachte eine neue Frau ins Haus, eine geschiedene Badura, die sich später als bösartig erwies.

Im Jahre 1972 kam für mich eine interessante Aufgabe: Es erschien in meinem Lehrstuhl der stellvertretende Ministerpräsident Flegel, Vorsitzender des obersten Vertragsgerichtes und verständigte mich davon, dass ich in einer schwierigen Angelegenheit sofort nach Jugoslawien reisen müsse. Die Firma Chema Rudisleben hatte dort in Pristina im Gebiet Kosovo eine Sauerstoffanlage gebaut, die ganz schlecht funktionierte. Sie war von dem Arnstädter Ingenieur Schäfer berechnet worden, der mir schon mehrfach durch grobe Fehler aufgefallen war. So z.B. bei den von mir übernommenen fahrbaren Sauerstoffanlagen, bei Anlagen in Petfürdő in Ungarn wo eine Ammoniakvorkühlung so ungeschickt unter Nichtbeachtung des II.Hauptsatzes eingebaut war, dass die Produktgase immer sehr kalt austraten. Dort war auch eine sehr lange Ansaugleitung gebaut worden, in der die Gassäule durch den verwendeten Kolbenkompressor in Schwingungen geriet, was zu einer erheblichen Leistungsminderung führte. Ich habe die Fehler in diesen und noch anderen Fällen rasch beseitigen können.

In Kosovo hatte Schäfer die üblichen geriffelten Aluminiumbänder im Regenerator durch Füllkörper ersetzt und als „Erfinder“ aus einer Patentlizenz erhebliche Beträge erhalten. Die Füllkörper waren aber so eng aus geprägten Aluminiumstreifen gewickelt, dass der Wärmeübergang sehr schlecht wurde, wodurch die Speicherkapazität nur wenig ausgenutzt wurde. Die Folge war eine hohe Temperaturdifferenz am warmen Ende. Die dadurch entstehenden Kälteverluste mussten durch erhöhten Durchsatz in der Expansionsturbine ausgeglichen werden. Dies verminderte den Rücklauf in der Obersäule und die Reinheit des Stickstoffes erreichte nicht die projektierten Werte, die für die Verwendung des Stickstoffes in der Synthese nötig waren. Das hatte aber die Folge, dass die von der

italienischen Firma Pignone gelieferte Ammoniaksynthese-Anlage nicht termingemäß zu erproben war, und es konnten gegen Pignone keine Garantieansprüche gestellt werden. Chema schob die Schuld auf den jugoslawischen Partner. Die Anlagenfahrer wären ungeeignet und die relativ häufigen Stromausfälle ließen keinen effektiven Betrieb zu. Daraus war ein Politikum geworden, weil der Direktor des Werkes ein Skipetar war und den Serben schwere Vorwürfe machte, dass sie die Anlage nicht bei Linde gekauft hätten. Flegel hatte sich zunächst der Argumentation von Chema angeschlossen und kam wegen meiner Stellungnahme in Schwierigkeiten. Nach meinen Berechnungen war es aber möglich, die fehlerhaften Füllkörper durch Quarzsplit zu ersetzen. Das wurde durchgeführt und die Anlage lief dann einwandfrei. Sie überstand auch kurzfristige Energieausfälle mühelos.

Der Werkdirektor lud mich daher am Ende meines zweiten Aufenthaltes, zusammen mit Herrn Kleinert (Wurzen - später der Nachfolger von Prof. Pohlenz -) zu einer Fahrt nach Tivat (in der Nähe von Kotor) ein. Auf der Fahrt kamen wir an Budva vorbei und der begleitende serbische Ingenieur zeigte uns das Hotel, in welchem Touristen aus der DDR wohnten. Der Reiseverkehr nach Jugoslawien war 1968 auf Grund des Prager Frühlings, den die Jugoslawen unterstützt hatten, eingestellt aber schon bald wieder aufgenommen worden.

Ich habe sofort nach der Rückkehr einen Antrag auf Grund meines Einzelvertrages gestellt, dort einen Urlaub mit meiner Frau verbringen zu können. Der Kaderleiter Held sicherte mir für Sommer 1973 eine Reise zu. Im Februar 1973 erhielt ich dann die Mitteilung, dass die Reise schon ausgebucht und ich auf die Liste für 1974 gesetzt sei. Daraufhin wandte ich mich an den o. a. Minister Flegel in seiner Eigenschaft als Vertragsrichter mit einem Hinweis auf meinen Einzelvertrag. Schon kurze Zeit später bekam ich dann die Mitteilung, dass ich einen Urlaubsplatz in Sutomore (nördl. von Bar) bekäme. Auf dem Flug nach Podgoriza, damals Titograd, wurden bei der Kontrolle in Schönefeld 200 DM entdeckt, die uns Else Schmidt, die Witwe meines Klassenbruders Schmidt, geschenkt hatte. Auf Grund meines energischen Protestes wurden sie mir belassen. Der damalige Rektor Liebscher, der ebenfalls mitreiste, meinte, bei ihm hätte man mehr gefunden!!

Wir wurden dort in einem 3-Sterne-Hotel untergebracht, zusammen mit Kaufhof-Touristen, die für die gleiche Leistung, für die wir 2200 M bezahlen mussten, nur 750 DM hinzulegen hatten. Dafür bekamen wir von unseren sozialistischen „Freunden“ aber schlechteres Essen.

Etwa zur gleichen Zeit traten Vertreter der Maxhütte Unterwellenborn an mich heran, mit der Bitte um Beratung bei der Einführung des Frischens im Konverter mit reinem Sauerstoff. Schon nach der Umsetzung der

Lützkendorfer Sauerstoffanlage waren Versuche mit Sauerstoffzusatz zur Frischluft gemacht worden, die nur einen relativ geringen Zusatz erlaubten, da die abziehenden Gase zu heiß wurden. Nunmehr sollte in einer ummantelten Düse, die mit verdampfendem Dieselöl gekühlt wurde, mit reinem Sauerstoff geblasen werden. Das Vorhaben wurde ein großer Erfolg und führte zu einer großen Produktionssteigerung, für die der Stahlwerkschef Luck und der Leiter der Versuche, Dr. Scheidig hoch prämiert wurden. Auch ich bekam eine Prämie. Luck wurde später stellvertretender Generaldirektor unter Biermann bei Zeiß (Jena). Er wäre viel lieber Stahlwerker geblieben, musste sich aber als Genosse dem Befehl der Partei beugen.

DER FACHAUSSCHUSS KÄLTETECHNIK

Zum 17.09.1951 lud der unvergessene Mitarbeiter des Präsidiums der Kammer der Technik, ein ehemaliger Mitarbeiter des VDI, Karl Sonnenstuhl einige Kältefachleute aus der DDR nach Berlin ein, um den Ingenieuren anstelle des VDI, der verboten worden war, eine Möglichkeit zur gemeinschaftlichen Arbeit zu geben. Es sollte ein Fachausschuss „Kältetechnik“ gegründet werden. Unter den Erschienenen waren: Dr. Edmund Altenkich, langjähriger Redakteur einer Kältezeitschrift, erfolgreicher Forscher auf dem Gebiet der Absorptionskältemaschinen, der Thermoelektrischen Kühlung und der Regeneratoren, Alfred Richter, erfolgreicher Unternehmer auf dem Gebiet des Kältemaschinenbaues („Kälte-Richter“), Prof. Dr. Franz Xaver Eder, Direktor des 3. Physikalischen Institutes der Humboldt-Universität.

Der Fachausschuss konstituierte sich unter der Leitung von Eder und beschloss:

- in regelmäßigen Abständen Vortragstagungen für das Gesamtgebiet der Kältetechnik zu veranstalten,
- elf Unterausschüsse zu gründen, die Einzelgebiete behandeln und Einfluss in Forschung und Entwicklung nehmen und ihre Gebiete bei der Vorbereitung der Fachtagungen vertreten sollten,
- die schon bestehenden und zu gründenden Bezirksfachausschüsse zu unterstützen und anzuleiten.

Zimmermann in Halle, Schilling in Berlin, Schwabe in Rostock und Woller in Erfurt waren die ersten Bezirksvorsitzenden.

Herr Woller aus Erfurt hat sich damals im Fachunterausschuss für Ausbildungsfragen sehr verdient gemacht, weil er die Vorarbeit zur Schließung der Lücken auf dem Gebiet der Ausbildung von Betriebs- und

Montagekräften geleistet hat. Der Fachausschuss startete allerdings mit dem Handicap, dass er keine selbständige Organisation, also kein eingetragener Verein war und so von vornherein den zentralistischen Tendenzen, die von der SED kamen, ausgeliefert war. Er wurde dem Fachverband „Energie und Wasser“ unterstellt.

Die erste Fachtagung fand am 28.12.1954 in Berlin statt. Im Programm dominierte die Kälteanwendung. Beachtliche Vorträge hielten: Siebert über Schiffskühlung, Dr. Dräger über Fleischkühlung und E. Clauß über Blutkühlung. Das waren aus der Entwicklung der Industrie herrührende Schwerpunkte. Insbesondere die Schiffskühlung stand im engen Zusammenhang mit den Reparationslieferungen von Kühl- und Gefrierschiffen an die Sowjetunion.

Bereits die 2. Tagung, die vom 22. bis 24. September 1955 in Eisenach stattfand, erhielt einen Schwerpunkt: „Die Technik der tiefen Temperaturen“. Eder gab einen Überblick über den Stand der Physik der tiefen Temperaturen. Ich selbst wies auf die Probleme bei der Berechnung thermischer und kalorischer Stoffwerte und Zustandsgrößen tiefsiedender Stoffe und deren Mischungen hin, denen seither meine Aufmerksamkeit galt. Einen ersten Höhepunkt brachte die 3. Tagung vom 13. bis 15. April in Leipzig. Dort sprach der Altmeister der Kältetechnik, Rudolf Plank, über den Stand der Amerikanischen Kältetechnik. Er hatte gerade als Vorsitzender des Technischen Rates des Internationalen Kälteinstitutes eine Studienreise in die USA gemacht.

Er besichtigte den Weistrecken-Kühlzug der Firma Waggonbau Dessau, der mit Maschinen des Chemnitzer Betriebes (vormals Schwalbe und Co) „Germania“ ausgerüstet war. Plank fand Worte höchster Anerkennung für diese Ingenieurleistung, er sah darin eine wegweisende Schöpfung im Sinne der von ihm propagierten, weltumspannenden „Kühlkette“. Die ersten Versuche in dieser Richtung waren bereits vor dem ersten Weltkrieg von der Fa. Linde mit der Rigaer Waggonfabrik Felser unternommen worden, wozu die Russischen Staatsbahnen angeregt hatten.

Während damals die Versuche auf Grund der noch nicht weit genug gereiften Technik fehlgeschlagen waren, bildete dieser Kühlzug das Anfangsglied einer Entwicklungsreihe, die bis zu einzelgekühlten automatisierten Kühlwaggons führte, die in riesiger Stückzahl in die Sowjetunion geliefert worden sind.

Auf dieser Tagung berichtete Dr. Barysch - Fluorwerke Dohna - über den Beginn der Produktion von Chlor-Fluor-Derivaten des Methans. An dieser Tagung nahmen über 500 Spezialisten teil. Damals war es noch möglich, unkontrolliert Kollegen aus der Bundesrepublik einzuladen, von denen viele kamen, daneben Fachleute aus der UdSSR, Polen, Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, Schweden, Dänemark und Holland.

Eder hatte inzwischen die Leitung des Meißnerschen Institutes in Garching übernommen und gab den Vorsitz ab. Ich wurde gebeten, diesen zu übernehmen und leistete der Bitte Ende 1956 Folge. Bereits auf der 4. Tagung vom 1. bis 3. Oktober 1957 kamen Nachwuchskräfte zu Wort. So z.B. W. Otto über Luftzerlegungsanlagen, Gnauck über Edelgase, Fleck über Kohlensäure-Anlagen, Dölz über Röhren-Eisergezeuger.

Die fünfte Tagung vom 19. bis 22.11.1959 in Weimar war durch eine Reihe von Referaten ausländischer Teilnehmer gekennzeichnet. Zunächst trug aber Rudolf Plank über Kälteanlagen bis 100°C vor. Dies war von hohem Interesse für die Entwicklung von Thermo-Barokammern für die Weltraumsimulation, wie sie in der „Nema“ - Netzsckau gebaut wurden. Dvorak aus Prag sprach über Großanlagen mit Turboverdichtern, Frau Epifanova aus Moskau berichtete über Niederdruck-Luftzerlegungsanlagen, Lipowicz aus Danzig referierte über Schiffskälteanlagen, Direktor Christensen von Danfoss (Nordborg) sollte über moderne, energiesparende Regeltechnik sprechen.

Ein Mitarbeiter des Präsidiums der Kammer wollte diesen Vortrag mit der Begründung verhindern, dass nur Reklame für Danfoss gemacht werden würde. Christensen versprach mir, dass weder im Vortrag noch in dem überreichten gedruckten Vortrag das Wort Danfoss vorkommen würde.

Der Vortrag fand so statt. Natürlich wussten die Fachleute alle, dass es ein leitender Mitarbeiter von Danfoss war, aber der Herr aus Berlin war befriedigt. Viele Teilnehmer waren nur wegen dieses Vortrages gekommen.

Es wurde immer wieder von den verschiedensten Stellen versucht, Einfluss auf die Gestaltung der Tagungen zu nehmen. Meist sollte die Teilnehmerzahl beschränkt werden. Oft wurde die Teilnahme westlicher Referenten behindert. Es war dann immer nützlich, die Bedeutung der Kältetechnik für gerade laufende Kampagnen herauszustellen. In diesem Falle das von Ulbricht mit dem Slogan „Chemie bringt Wohlstand, Brot und Schönheit“ propagierte „Chemieprogramm“.

Ich unterstrich daher in meinem Vortrag über die neu entwickelte Anlage zur Gewinnung von Argon aus dem Restgas der Ammoniaksynthese die Bedeutung der Kältetechnik für die Chemische Industrie. Sie sei unabdingbar für die Erzeugung von Synthesegas und in der Zukunft auch für die Wiedergewinnung wertvoller Bestandteile aus Abfällen, wie z.B. des Wasserstoffes aus dem Ammoniaksynthese-Restgas ideal geeignet. Das Wort Recycling war damals noch nicht erfunden. Immerhin führte diese erste Anlage soviel Wasserstoff zurück, dass die Kosten für die Erzeugung des Argons weitaus gedeckt wurden. Dieses konnte mit großem Gewinn in beträchtlichen Mengen flüssig an Messer-Griesheim verkauft werden.

Die bald folgende 6. Tagung war dem bereits erwähnten Schwerpunkt

„Schiffskälte“ gewidmet. Sie fand vom 24. bis 26. März 1960 in Rostock-Warnemünde statt. Der damals unter der Leitung von Schwabe gut funktionierende Bezirksausschuss hatte sie vortrefflich vorbereitet.

Die siebente Tagung wurde vom 13. bis 15. April 1961 in Dresden durchgeführt. Sie stand noch immer unter dem Einfluss des Chemieprogramms, bei dessen Durchführung die unzureichende Leistungsfähigkeit des Maschinenbaues deutlich wurde. Meine stetigen Hinweise, dieses Missverhältnis zu korrigieren, führten 1964 dazu, dass ich zum fünften Plenum des ZK der SED eingeladen wurde und meine Meinung in einem Referat „Chemie und Maschinenbau in einem Boot“ darlegte. Es hat sich aber nichts geändert. Bei einer Sitzung des RGW, Kommission „Maschinenbau“ regte ich an, die Produktion der Armaturen zu spezialisieren, um zu größeren Stückzahlen und höherer Produktionskapazität zu kommen. Das wurde von den Vertretern der SU abgelehnt, weil man daraus Rückschlüsse auf die Industrieplanung aus den Bestellungen ziehen könnte und somit Möglichkeiten für die Spionage schaffe. Der wirkliche Grund war, dass die Unterhändler mit Recht befürchteten, dass durch die langen - durch die Bürokratie bedingten - Lieferfristen die Entwicklung noch langsamer werden würde. Bei diesen Verhandlungen wurde mir klar, dass dieses System niemals konkurrenzfähig werden könnte.

Im Verlauf der 7. Tagung wies Häußler auf die voraussehbare Bedeutung der Wärmepumpe im Energiehaushalt von Großbetrieben hin.

Rümenapp zeigte im gleichen Zusammenhang die Möglichkeiten der Absorptions- und Resorptionsmaschine, Stief erläuterte die Einsatzmöglichkeiten der Dampfstrahlmaschinen. Die aus der heutigen Sicht hohe Aktualität dieser Themen belegt eindringlich, wie in solchen Tagungen der Boden für spätere Entwicklungen bereitet wurde.

Das geht auch aus dem Vortrag von Bewilogua hervor, der über die Gewinnung von Helium und Neon aus Luftzerlegungsanlagen sprach. Er hatte so das Problem der Heliumversorgung für seine im Aufbau befindliche Dresdner Schule der Kryophysik gelöst und entwarf Versorgungssysteme mit Kryokältemitteln, weil die wachsende Bedeutung dieses Zweiges der Kältetechnik erkennbar wurde. Die interdisziplinäre Forschung mit der Medizin wurde damals angestoßen und führte zur Einrichtung eines Unterausschusses „Kryomedizin“, der den Ärzten später die Teilnahme an internationalen Tagungen ermöglichte. M. Clauß propagierte die Halbhermetikmaschine, und Petzold stellte grundsätzliche Betrachtungen auf dem Gebiet der Klimatechnik zur Diskussion.

Für 1962 war eine Tagung in Schwerin geplant, die sich mit den Beziehungen der Kältetechnik zur Landwirtschaft befassen sollte. Sie kam aus technischen Gründen nicht zustande. Der Fachausschuss entschloss sich

daher kurzfristig zur Teilnahme an der IV. „Polytechnischen“ Tagung der inzwischen zur Technischen Universität gewordenen Dresdner Bildungseinrichtung. Hier wurden erstmalig neben Plenarvorträgen Vorträge in Sektionen eingerichtet. Diese fanden als Parallelveranstaltungen statt. Es gab eine Vortragsreihe Kryotechnik mit Bewilogua, Knöner und anderen. Beyer, Heinze und Jasper behandelten spezielle Probleme der Lebensmittelkühlung, insbesondere in der Milchwirtschaft. Beachtung fand auch ein Vortrag von Badylkes - einem in Moskau arbeitenden Schüler von Rudolf Plank - über Verbundschaltungen von Kompressions-, Absorptions- und Strahlkälteanlagen, mit denen sich Verbesserungen des Wirkungsgrades erreichen lassen. Zur damaligen Zeit erschien es allerdings fraglich, ob man derartige Prozesse regeltechnisch beherrschen könne.

Die 8. vom Fachausschuss veranstaltete Tagung wurde in Halle durch den Bezirksfachausschuss unter der Leitung von Zimmermann mustergültig vorbereitet und vom 20. bis 23. April 1964 durchgeführt. Zusätzlich zu den Vorträgen und Exkursionen gab es eine kleine Ausstellung. Dort wurden u. a. vom Forschungsinstitut Magdeburg gefriergetrocknete Lebensmittel vorgeführt, die hohen Qualitätsansprüchen genügten. Die Trägheit und Blindheit der Planungsbehörden verhinderten aber die Anwendung der Erkenntnisse zum Nutzen der Bevölkerung. Scharnbeck erläuterte das Verfahren in einem interessanten Vortrag. Da die Kybernetik und die Regeltechnik immer mehr auch für Kältetechniker interessant wurden, hatte ich zu diesen Themen Spezialisten eingeladen, die Herren Kelm und Kindler, die manchem Kollegen den Zugang zu diesen Disziplinen erleichterten.

Zu dieser Zeit wurde die KdT umgegliedert, um den Einfluss der SED zu verstärken. Der Fachverband wurde dem neu gegründeten Kombinat „Luft- und Kältetechnik“ bzw. in dessen KdT-Organisation dem Industriezweigverband „Luft- und Kältetechnik“ eingegliedert. Das Institut „Luft- und Kältetechnik“ verlor dabei seine Selbständigkeit und wurde Stammbetrieb der Vereinigung und dem technischen Direktor Tanner unterstellt. Sein Einfluss wirkte sich nachteilig auf die Arbeit des Fachausschusses und des Institutes aus.

Die 9. Tagung fand in Leipzig vom 14. bis 16. April 1966 statt. Die Reihe allgemein bildender Vorträge (nach dem Vorbilde von R. Plank bei den DKV-Tagungen) wurde mit einem Vortrag von E. Strauzenberg, einem führenden Sportwissenschaftler, fortgesetzt, der den Anwesenden - zum großen Teil in leitenden Stellungen befindlichen Ingenieuren - vom ärztlichen Standpunkt Ratschläge zur Wahrung ihrer Leistungsfähigkeit gab. Auch dies war ein Thema, welches immer noch höchst aktuell ist. Von Tagung zu Tagung wurde

das Vorrücken junger, gut ausgebildeter Nachwuchskräfte deutlicher. Diesen vielen jungen Kollegen musste ein Forum zur Verfügung stehen, dem sie ihre Arbeitsergebnisse präsentieren und zur Diskussion stellen konnten, wo sie sich aber auch durch weit in die Zukunft weisende Plenarvorträge auf die künftigen Aufgaben vorbereiten konnten.

Das große Angebot von Vorträgen zwang zur strengen Limitierung der Redezeit und dies wieder zu erhöhter Prägnanz. Die Diskussionen mit erfahrenen Praktikern und Theoretikern spielten eine wichtige Rolle. Es gab Sektionen für Kälteanlagen, Kältekompressoren, Isoliertechnik sowie für Tieftemperaturtechnik und ein Symposium für Regeltechnik. Bemerkenswert waren die Vorträge von Knöner und Bewilogua. - Der wiederum anwesende R. Plank wurde vom Generaldirektor der VVB, Witzschas, hoch geehrt.

In der vom 3. bis 5. Mai 1968 in Dresden durchgeführten 10. Tagung, die gemeinsam mit dem Fachausschuss Lufttechnik vorbereitet und durchgeführt wurde, sollten insbesondere die Zusammenhänge zwischen Lufttechnik und Kältetechnik herausgearbeitet werden. Deshalb gab es einen Plenarvortrag von Trauzettel über die Haupttendenzen des Wohnungs- und Gesellschaftsbaues, da diese wichtig für die Perspektive der Klimatechnik und somit für Luft- und Kältetechnik sind. Daneben wurde in einem weiteren Plenarvortrag die Lebensmittel- und Speisewirtschaft - im Zusammenhänge mit der globalen Kühlkette - diskutiert, weil sich Tendenzen zeigten, dass diese durchaus erweiterungsfähig ist. (Bsp. Fertiggerichte, gefroren und gefriergetrocknet)

In neun Sektionen wurden über 50 Vorträge gehalten, darunter wieder Badylkes aus Moskau mit „Neue Gesetzmäßigkeiten der thermodynamischen Eigenschaften von Freonen“. Heinrich referierte über die Modellierung von Kälteanlagen auf dem Analogrechner. Boeke aus Leyden referierte ebenfalls über Anlagenberechnungen aber auf digitaler Basis. Knabe sprach über „Instationäre Wärmeübertragung und ihre Bedeutung für die Wärmebedarfs- und Kühllastberechnung“. Diese letzteren Vorträge spiegelten das rasche Vordringen der EDV wider.

Diese Tagung wurde im In- und Ausland sehr beachtet. Sie zeigte aber auch, dass eine Veranstaltung dieses Ausmaßes in Dresden kaum noch beherrscht werden konnte, waren doch über 600 Teilnehmer angereist. Es war auch nicht möglich, mehr als vier Sektionen unter einem Dach unterzubringen. Die Veranstaltung musste aufgeteilt werden. So entstand das Konzept, im jährlichen Wechsel eine Kältetagung, eine Klimatagung und eine Entstaubungstagung zu veranstalten.

Die weiteren Tagungen wurden nun in Dresden abgehalten. Die Knappheit an Hotelplätzen zwang zu weit vorausschauender Planung. Dem kam der

dreijährige Rhythmus entgegen, da nun jedes Jahr zu etwa gleicher Zeit eine Tagung stattfand. Die Hotelkapazität konnte immer rechtzeitig gebunden werden. Da die VVB (Tanner) immer neue Schwierigkeiten machte, veranlasste ich, da ich gleichzeitig Direktor der TU-Sektion „Energieumwandlung“ war, dass die Sektion Mitveranstalter der Tagung wurde. Es wurde dadurch z.B. leichter, Visa für Referenten und Teilnehmer aus der Bundesrepublik und dem „kapitalistischen Ausland“ zu beschaffen, weil für die Einladungen der Industrie andere Kriterien maßgebend waren. So konnten wir z.B. den bekannten Gustav Lorentzen aus Trondheim einladen.

Die elfte Tagung fand am 10./11. April 1973 statt. Sie war dem Thema „Zuverlässigkeit“ gewidmet. - Inzwischen war die DDR Mitglied des IIR geworden, weil sie durch die Bundesrepublik anerkannt worden war aber auch Dank der Fürsprache von Rudolf Plank, der hoffte, dadurch die Isolation der Kältetechniker der DDR zu beenden, was aber leider nicht gelang. Da der Fachausschuss keine „juristische Person“ war, musste für die Zusammenarbeit ein „Nationalkomitee“ gegründet werden, dessen Leiter Dr. G. Heinrich, dessen Sekretär der spätere unrühmlich aufgefallene Dr. Novotny (Vermutlich „IM“ des Ministeriums für Staatssicherheit) wurden. Ich war als „Nichtgenosse“ nicht in Frage gekommen. Der FA bereitete die Teilnahme am Moskauer Kongress des IIR organisatorisch und fachlich vor. Mit der Begründung, dass man die UdSSR nach Kräften unterstützen müsse, gelang es, die Finanzierung einer großen Delegation zu sichern und so vielen jüngeren Wissenschaftlern die Teilnahme an einem internationalen Kongress zu ermöglichen, darunter auch einer Reihe von Kryomedizinern.

Die dreizehnte Tagung am 5./6. April 1979 sollte zeigen, dass die Kältetechnik auf vielfältige und gewichtige Weise direkt und indirekt mit der Energiewirtschaft verflochten ist. Es gelang, unter Hinweis auf die Ergebnisse der Moskauer Tagung, den zuständigen Minister Ziergiebel, für ein Referat zu gewinnen. Er erläuterte die Forderungen, die das Ministerium für Kohle und Energie an die Entwicklung der Kältetechnik stellte. Besondere Bedeutung gewann die Tagung durch die Teilnahme und die Referate von offiziellen Persönlichkeiten des IIR. Neben dem Präsidenten der Generalkonferenz des IIR, dem bereits erwähnten Prof. Dr. G. Lorentzen aus Norwegen waren auch der geschäftsführende Direktor des internationalen Institutes Anquez und der Vizepräsident des wissenschaftlichen Rates des HR, Cervenka anwesend. Ein gemeinsamer Konzertbesuch bei einer Aufführung der Staatskapelle war ein Höhepunkt. Zufällig war auch der damalige Generalsekretär der UNO, Waldheim, bei diesem Konzert anwesend, der später wegen seiner Dienste als Oberleutnant der Wehrmacht in schäbiger Weise diffamiert wurde.

Es gab vier Sektionen, darunter erstmalig eine Sektion Kryomedizin und Kryobiologie, womit das erfolgreiche Auftreten dieser Richtung in Moskau bestätigt wurde, ein Ergebnis der unermüdlichen Arbeit von Matthäus (Ophtalmologie) und Hackensellner (Blutkonserven). Eine große Anzahl von ausländischen Teilnehmern war anwesend, darunter die Professoren Kusmin und Brodjanski aus Moskau. Das Ansehen der Tagung wurde noch durch Simultanübersetzung in das Russische unterstrichen.

Die bereits erwähnte Umorganisation wurde von mir benutzt, um die Struktur des Fachausschusses zu ändern. Es waren Fachunterausschüsse eingerichtet worden, die sich inzwischen profiliert hatten. In ihren Sitzungen wurden die Tagungen inhaltlich vorbereitet, Fachdiskussionen veranstaltet, internationale Tagungen ausgewertet und neue Erkenntnisse vermittelt sowie technologische Erfahrungen ausgetauscht. Sie hielten Kontakt zu den Betriebssektionen und unterstützten diese so wie auch den einzigen noch verbliebenen Ortsausschuss in Halle. Dieser hatte dank seiner günstigen Lage (Halle, Schkeuditz, Wurzen, Dessau, Köthen, Buna und Leuna in der Nähe) und dank der energischen Führung von Zimmermann, Saupe und Kolbe stets gute Resonanz und wurde später sofort - im Rahmen des DKV - zum Bezirksverein „Sachsen-Anhalt“.

Es gab die folgenden FUA:

- 1) Thermodynamik, Maschinen, Automatisierung, Rechentechnik
Vorsitz.: Doz. Dr.-Ing. Najork, TU Dresden
- 2) Anlagen und Projektierung
Vorsitz.: Ob.-Ing. Saupe, Maschinenfabrik Halle
- 3) Kühllagerung und -transporte
Vorsitz.: Prof. Dr. sc. techn. Kunis, Ing.-Hochschule Köthen
- 4) Kleinkälte, Gewerbekühlung
Vorsitz.: Dipl.-Ing. Schulz, dkk Scharfenstein
- 5) Tieftemperatur- und Kryotechnik
Vorsitz Dr.-Ing. Elle Chemieanlagenbau Dresden
- 6) Kryobiologie und Kryomedizin
Vorsitz.: Prof. Dr. sc. med. Matthäus, Medizinische Akademie „Carl Gustav Carus“, Dresden

Sitz des Sekretärs, Dipl.-Ing. Mann war das Institut für Luft und Kältetechnik, der „Stammbetrieb“ der VVB.

Ich weiß heute nicht mehr, wie meine Wahl zum Vorsitzenden des Fachausschusses zustande kam. Offenbar wurde ich vorgeschlagen, weil ich nach dem Weggange von F. X. Eder der einzige Professor auf dem Fachgebiet war und weil damals die SED noch niemanden zur Verfügung hatte, der das Amt übernehmen konnte.

Mir brachte es aber die Möglichkeit ein, Kongresse zu besuchen. Bereits 1953 durfte ich an der Kältetagung des DKV in Hamburg teilnehmen. Auf einer Abteilungssitzung in Bad Homburg sprach ich über die Berechnung thermodynamischer Daten mittels angepasster Zustandsgleichungen. Rudolf Plank wurde von mir laufend informiert über die zunehmenden Schwierigkeiten, die den Kontakten zum DKV gemacht wurden, die zuletzt in der Weisung mündeten, dass alle Mitgliedschaften in westdeutschen technischen Vereinen zu beenden seien. Es war mir aber dennoch möglich, noch an Kältetagungen in Frankfurt, Nürnberg, Mannheim teilzunehmen. Vor allem ab 1961 wurden die Delegationen mehr und mehr mit Personen durchsetzt, von denen man annehmen konnte, dass sie Mitarbeiter des MfS waren.

Da ich mich 1979 emeritieren ließ, war es dann an der Zeit, den Vorsitz im FA abzugeben. Weil mein Nachfolger Heinrich sich nicht so schnell aus seinen industriellen Verpflichtungen lösen konnte, musste ich den Lehrstuhl kommissarisch weiter führen und bekam dafür mtl. 1000 Mark. Erst im März 1980 übernahm Heinrich den Lehrstuhl und ich legte den Vorsitz im FA am 18. Mai 1982 nieder, nahm aber an den weiteren Tagungen teil. 1982 hatte ich die große Freude, Herrn Glaser begrüßen zu können. Von 1985 ist nichts Besonderes zu erwähnen. - Die Tagung von 1988 ist mir in schrecklicher Erinnerung, weil während dieser Tagung unsere Rosi von uns ging.

Ich erhielt bei der Amtsübergabe die Goldene Ehrennadel der KdT und wurde deren Ehrenmitglied und Ehrenvorsitzender des FA.

Ich hatte in der Zeit meines Vorsitzes und auch danach eine Reihe von Tagungen erleben können, ohne mich dafür politisch zu engagieren. Ich besuchte Tagungen des IIR in Kopenhagen, durch das Engagement von Danfoss mit zirkensischen Vorführungen und großem Galadiner ausgestellt. Ich wurde zu einem Besuch im Werk Nordborg eingeladen und von Direktor Christiansen im firmeneigenen Flugzeug dahin gebracht. Ferner in Moskau (siehe oben), wo es mir möglich wurde, für einige jüngere Teilnehmer die Beteiligung an einer Exkursion nach Taschkent zu sichern. Die Tagung in Madrid brachte „diplomatische Schwierigkeiten“. Die Spanier wollten offenbar keine DDR-Fahne hissen und zogen eine normale schwarz-rot-goldene mit einem Anhängenfähnchen mit Hammer und Sichel auf. Heinrich, welcher dort schon Delegationsleiter war, fragte mich, wie wir uns verhalten sollten. Ich riet ihm dazu, den Leiter der Sowjetischen Delegation, einen stellv. Minister, zu konsultieren, weil ich annahm, dass dieser sich nicht gern den Aufenthalt in Spanien trüben lassen würde, hätte er doch - im Falle des Abreisens unserer Delegation - aus Solidaritätsgründen mit abreisen müssen. Er gab Heinrich den Rat, kein Aufheben zu machen, man müsse

ja den guten Willen der Spanier anerkennen. So konnte denn Dr. Najork auch einen Geldpreis des IIR aus den Händen von Prof. Dr. Kuprianoff entgegen nehmen, der sich ein Vergnügen daraus machte, in Anwesenheit des Bonner Botschafters, die Beheimatung des Laureaten in der DDR, ausdrücklich hervorzuheben. Ich hatte mich um die Auszeichnung Najorks bemüht, was er mir später schlecht dankte.

Bei dieser Tagung machte ich auch die Bekanntschaft von Herrn Köhler, der bei Phillips die Gaskältemaschine entwickelt hatte. - Außerdem nahm ich noch an den IIR-Tagungen in München und Venedig teil. Interessante Kommissionssitzungen fanden in Eindhoven, Kioto und Prag statt.

Die Reise im Mai 1974 nach Kioto war in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Es begann bei der Vorbereitung. Die Akademie der Wissenschaften verweigerte L. Bewilogua die Beteiligung, obwohl das Vortragsprogramm eine Fülle für B. interessanter Themen aufwies. Mein Einspruch (als Delegationsleiter, da ich stellv. Kommissionspräsident war) wurde von einem Kadersachbearbeiter (einem Halbrussen) in rüder Form zurückgewiesen. - Ich reiste am 5. Mai in Radebeul ab und wurde mit dem Dienstwagen nach Berlin gebracht. Von dort flog ich nach Moskau, wo der Start etwa 20 Uhr erfolgen sollte. Ein technischer Defekt an der IL 168(?) verzögerte den Start bis gegen 23 Uhr. Dann flog die Maschine auf einem Großkreis über Syktyvkar, das nördliche Ende des Ural und lange über unendliche Einöden der Taiga. Dann wich sie etwas nach Norden ab, um nicht Gebiete der VR China berühren zu müssen und erreichte gegen Mittag Tokio. Dort wurden ich und ein weiterer Teilnehmer von einem Attaché der DDR-Botschaft empfangen, der 5 Stunden, wegen des verspäteten Abfluges, am Flughafen gewartet hatte. Dieser geleitete uns zum Hauptbahnhof und besorgte uns die Fahrkarten zu dem berühmten Shinkansen, dem Hochgeschwindigkeitszug, der sekundenpünktlich, aller 15 Minuten fuhr. Im Bahnsteig eingelassene Wagennummern erleichterten das zügige Ein- und Aussteigen. Bei guter Sicht fuhren wir die von japanischen Künstlern früherer Zeiten in Bilderserien festgehaltene Strecke am Fujijama vorbei nach Kioto. Dort stiegen meiner Schätzung nach etwa 1000 Passagiere aus. Ich hatte Bedenken, ob ich noch am 6. Mai in das Hotel kommen würde. Aber die Taxidienste waren viel besser als ich dachte und von zu Hause gewöhnt war. Aus einer Nebenstraße kamen Taxen in Dreierkolonne gefahren und es gab zahlreiche Gepäckhelfer, die die Koffer in die fahrenden Taxen, beim richtigen Fahrgast verstaute. Obwohl ich, wegen mangelnder Ortskenntnis, den Bahnhof als einer der letzten verlassen hatte, war ich schon vor dem Eintreffen des nächsten Tokaido-Expresses (nach 15 Minuten) längst auf dem Wege in das Hotel.

Die Tagung begann am Dienstag, morgens bereits 8 Uhr, in einem Kongressgebäude mit modernsten Einrichtungen, landschaftlich außerhalb

der Stadt gelegen und ging bis zum Donnerstag jeweils bis 18 Uhr. Es blieb also kaum Zeit zur Besichtigung der Stadt. Am Freitag gab es eine Sitzung des Kommissionspräsidiums. Nur am Sonnabend-Vormittag konnte ich eine Rundfahrt zum alten Kaiserschloss mitmachen und auch zum Goldenen Pavillon gehen sowie im Handicraft-Center einige Souvenirs kaufen.

Für 14 Uhr war bereits wieder der Tokaido-Express gebucht. In Tokio erwartete uns der Attaché und schleppte uns durch einige Restaurants, wo wir diverse Spezialitäten mit Stäbchen essen mussten, dann auf die Aussichtsplattform eines Hochhausrestaurants, wo Whisky „Bourbon“ eingeschenkt wurde und zurück zum Hotel. Am Sonntagmorgen holte er uns wieder ab, brachte uns zum Flughafen. Wegen der Zeitdifferenz war ich am Abend wieder daheim. Einer Einladung in die Tokioter Staatsuniversität konnte ich nicht Folge leisten. Während die anderen Teilnehmer noch längere Zeit in Japan bleiben und so das Fahrgeld ausnutzen konnten und Eindrücke sammeln, musste der Bürger der armen DDR sofort zurück, war also in Japan und hatte fast nichts gesehen.

Eine Kommissionssitzung in Prag ist noch in guter Erinnerung. Sie begann in Brünn, wurde in Prag fortgesetzt und endete mit einem großen Empfang im Waldstein-Palais auf der „Kleinseite“. Sie ist mir noch dadurch in Erinnerung, dass sich die dortigen Kollegen bei mir über Häußler beschwerten, der ihnen Rudolf Plank „entführt“ hatte und nach Kongressende mit ihm nach Telc gefahren war, während die Tschechen einen Ausflug mit Plank vorbereitet hatten.

Ende 1989 empfahl der Vorstand des Fachausschusses seinen Mitgliedern den Eintritt in den DKV, da das Ende der KdT durch die Wiedervereinigung abzusehen war. Viele Mitglieder folgten dieser Empfehlung. So konnten wir bereits 1990 an der Jahrestagung des DKV in Heidelberg teilnehmen. Da die Gliederung des FA mit den Arbeitsabteilungen des DKV kompatibel war, fanden sich die Spezialisten in diesen wieder. In Heidelberg wurde mir eine große und unerwartete Freude zuteil. Ich wurde mit der „Goldenen Ehrennadel“ des DKV ausgezeichnet und als Ehrenmitglied in den DKV aufgenommen. An den folgenden Tagungen in Berlin und Bremen nahm ich teil. Die Tagung in Bonn musste ich auslassen, da sie zeitlich mit der Feier meines 80. Geburtstages und meines gleichzeitigen 50. Doktor- und 40. Professorjubiläums zusammenfiel. Aber 1995 in Ulm konnte ich, in Begleitung meiner lieben Frau, wieder teilnehmen. Wir saßen zum Festabend zusammen mit Herrn Prandtner, Prof. Dr. Hermann Linde (er hatte bei meiner Geburtstagsfeier die Laudatio gehalten), Frau Reichert, Herrn Baldus, Herrn Prof. Matthes von der Charite (Der Nachfolger von Prof. Hackensellner) mit Frau. Da ich nach der „Wende“ nicht gerade zu den „Gewinnern“ zählte, wie im weiteren Bericht noch zu lesen ist, war mir die

Bewertung meiner Lebensarbeit durch den DKV eine wichtige Genugtuung.

EMERITUS

Am 6.7. 1978 hatte ich eine Unterredung mit dem damaligen Rektor Liebscher, in welcher ich ihn bat, meine Emeritierung vorzubereiten. Ich begründete das mit gesundheitlichen Problemen, war mir aber im Klaren, dass er der Bitte gern entsprechen würde, konnte er doch so die Kaderzusammensetzung seiner Anstalt verbessern, indem er an meiner Stelle einen strammen Genossen einsetzte. Ich empfahl ihm, auch die wissenschaftliche Ausrichtung des Lehrstuhles bei der Neubesetzung zu korrigieren. Es sei möglicherweise das Gewicht mehr auf technologische Fragen zu legen, da dort der Rückstand am größten sei. Ich empfahl die Besetzung mit dem Dr. Ing. Günther Heinrich.

Ich wusste, dass H. - mindestens in Wirtschaftsfragen - sehr von der Parteilinie abweichende Auffassungen hatte und vertraute darauf, dass die Oberassistenten Krauß und Agsten die wissenschaftliche Kontinuität sichern würden.

Liebscher leitete mein entsprechendes Gesuch befürwortet an das Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen weiter. Dem Gesuch wurde stattgegeben und ich schied am 1.12.1979 aus dem aktiven Dienst. Es war üblich, aus diesem Anlass ein Sektfrühstück für die Kollegen der Sektion zu geben, zu dem auch der Dekan und der Rektor aber auch weitere Freunde eingeladen wurden. Dabei wählte man ein besonderes, aber interessantes Thema aus dem eignen Leben für die obligatorische Ansprache. Ich stellte die Frage, welches amtliche Schreiben mein Leben am stärksten beeinflusst habe. Das war ein Schreiben des Sächsischen Kultusministeriums (1933), mit dem ich zum Studium des Höheren Lehramtes zugelassen wurde, wofür ein „numerus clausus“ bestand. Dieses Schreiben wurde mir von der Ministerialrätin Dr. Dyck überreicht, die mir dringend empfahl, mich in der „Nationalen Bewegung“ zu engagieren, wie ja auch in dem Zulassungsschreiben vermerkt sei, welches ich vorweisen könne. Ich habe es heute noch in meinen persönlichen Unterlagen.

Ich konnte mir den Seitenhieb mit Blick auf den Rektor nicht verkneifen, dass durchaus vergleichbare Methoden auch zur Zeit noch gang und gäbe seien. Ich sei also damals, als billigstes Zugeständnis, in die Hitlerjugend eingetreten. Mit meinem Studienbeginn in Darmstadt endete die Mitarbeit, nicht aber, wie sich später herausstellte, die Eintragung in die zentrale Kartei dieser Organisation. Während meiner Zeit in Russland teilte mir nämlich mein Vater mit, dass ich wegen dieser Mitgliedschaft automatisch in die NSDAP übernommen worden sei. Das hatte 1945 zur Folge, dass mir von Seiten der Technischen Hochschule gekündigt wurde und ich mich nach einer Erwerbsmöglichkeit umsehen musste.

Ich habe im Voranstehenden beschrieben, dass das zur Betriebsgründung in der Lehmühle führte und ich zeigte in der Rede, wie die Frau Dyck sich selbst über alle Zeiten gerettet hatte und mir dann noch Vorwürfe machte, obwohl ich ja 1933 gar nicht mit gewählt hatte, da man damals erst mit 20 Jahren wahlberechtigt wurde. - Aus meiner Tätigkeit in der Lehmühle rührten aber letztlich die Kenntnisse her, die zu meiner Berufung auf den Lehrstuhl für Kältetechnik geführt hatten.

Wie bereits erwähnt, musste ich noch einige Zeit die Geschäfte weiterführen, da mein Nachfolger noch nicht übernehmen konnte. Ich ließ mich aber von allen mit Geheimhaltung belasteten Geschäften entbinden, um bei späteren schon ins Auge gefassten Reisen keine Schwierigkeiten zu haben. Meine Zeit verwendete ich für Arbeit am Lehrbuch „Grundlagen der Kältetechnik“, welches unter Mitarbeit meiner zwei Oberassistenten im Verlag Technik erschien und bis zum Ende der DDR die 3.Auflage erreichte. Weiter hielt ich verschiedene Vorträge über bekannte Techniker: Gustav Zeuner, Carl v. Linde, Richard Mollier, die auch als Veröffentlichungen erschienen. Der Artikel über Mollier war auch Bestandteil eines von Prof. Sonnemannn, einem ehemaligen „Ordensjunker“, der an der TU Technikgeschichte las, herausgegebenen Buches.

Auch gutachterliche Tätigkeit gab es. So wurde ich vom Direktor der Dresdner Galerie „Alte Meister“, Dr. H. Marx gebeten, die in den Depots der Galerie installierte Kohlendioxid-Anlage zu beurteilen. Bei deren Erprobung im Jahre 1993 hatte es einen schweren Unfall mit tödlichen Folgen gegeben. Die Anlage bestand aus einem Druckbehälter von etwa 6 Kubikmeter Fassungsvermögen, der mit Kohlendioxid bei Umgebungstemperatur und etwa 7MPa, also mit Flüssigkeit gefüllt war. Diese Menge sollte im Falle eines Brandes in einer Minute in das Depot fließen, in welchem die Bilder sehr eng in Gestellen aufgehängt waren, mittels derer sie zur Betrachtung an Rollen seitlich herausgefahren werden konnten. Offenbar hatte niemand daran gedacht, dass sich das Kohlendioxid bei der Entspannung zwangsläufig auf ca. 200K abkühlt. Ich wies nach, dass es zu einer schockartigen Abkühlung der Oberflächen kommen müsse und damit zu Temperaturdifferenzen in der Farbschicht von 90 K und mehr führen und die Gemälde zerstören würde. Die Anlage wurde von Dr. Marx nicht übernommen und später durch ein anderes System ersetzt.

Hiermit enden die persönlichen Aufzeichnungen von Professor Heinz Jungnickel. Nachzutragen ist noch, dass ihm am 30 März 1998 von Roman Herzog das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen wurde. Die Verleihungsurkunde nebst der Vorschlagsbegründung finden Sie auf den nächsten Seiten.

BUNDESVERDIENSTKREUZ 1. KLASSE

VERLEIHUNGSURKUNDE

IN ANERKENNUNG DER UM VOLK UND STAAT ERWORBENEN

BESONDEREN VERDIENSTE

VERLEIHE ICH

HERRN

PROF. DR. HEINZ JUNGNICHEL

PROFESSOR EM.

RADEBEUL

DAS VERDIENSTKREUZ

1. KLASSE

DES VERDIENSTORDENS DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

BERLIN, DEN 30. MÄRZ 1998

DER BUNDESPRÄSIDENT

A handwritten signature in dark ink, appearing to read 'Roman Herzog', is written over a faint, large watermark of the German coat of arms (Bundesadler) in the background.

BEGRÜNDUNG FÜR DIE VERLEIHUNG

Vorschlagsbegründung:

Professor Dr. Heinz Jungnickel hat sich durch hervorragende Leistungen auf wissenschaftlich-technischem Gebiet Verdienste erworben, die über das Maß der Erfüllung beruflicher Pflichten hinausgehen und die Verleihung des Verdienstkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland rechtfertigen.

Professor Dr. Heinz Jungnickel studierte Physik, legte 1940 die Staatsprüfung ab und wurde 1944 promoviert. In der Person Professor Dr. Jungnickels verbanden sich herausragende naturwissenschaftliche Kenntnisse, profunde technische Begabung mit einem ausgeprägten Sinn für praktische Anwendungen. Früh in seiner wissenschaftlichen Arbeit begann er sich mit den Fragen der Kältetechnik zu befassen. Er gründete bereits 1945 einen Betrieb, der sich mit der Entwicklung und dem Bau von Luftzerlegungsanlagen befaßte. Diesen Betrieb gab er 1952 als Folge des wachsenden Drucks der SED auf selbständige Unternehmer auf. Er war danach in volkseigenen Betrieben tätig und begann parallel dazu mit der Lehrtätigkeit an der TU Dresden. Er wurde der Begründer des Lehrstuhls für Kältetechnik an der TU Dresden. Er entwickelte eine eigenständige Schule der Kältetechnik, die sich dem gesamten Gebiet der tiefen Temperaturen sowohl theoretisch wie auch praxisorientiert widmete. Das Anliegen von Professor Dr. Heinz Jungnickel war immer die praktische Umsetzung der theoretischen Ergebnisse. Deswegen arbeitete er parallel zu seiner Hochschultätigkeit in der Industrie an Forschungs- und Entwicklungsaufgaben. Seine erfolgreichen Entwicklungen legten Grund für einen leistungsfähigen Zweig innerhalb des Chemieanlagenbaus in der ehemaligen DDR. Aus dieser praxisorientierten Forschungs- und Entwicklungstätigkeit entstanden die Institute für Luft- und Kältetechnik sowie das Institut für Chemieanlagen, Dresden. Professor Dr. Jungnickel erwarb sich durch seine Arbeiten auch international hohes wissenschaftliches Ansehen.

Da sich Professor Dr. Heinz Jungnickel beharrlich weigerte, Mitglied der SED zu werden, mußte er die leitenden Positionen in Forschung und Entwicklung abgeben.

Dem politischen Druck und der beruflichen Benachteiligung hielt Professor Dr. Jungnickel nicht nur stand, er wurde vielmehr zu einem Gegenpol in der Universität, um den sich viele Mitarbeiter und Schüler, die nicht Mitglied der SED waren, sammelten. Sie fanden bei ihm fachlichen Rat und Unterstützung, oft über die beruflichen Belange hinaus. Nach der Wende stellte sich Professor Dr. Jungnickel im Alter von 75 Jahren in den Dienst der Erneuerung der TU Dresden. Er engagierte sich in der Personalkommission und leistete einen wesentlichen Beitrag zur personellen Erneuerung der TU Dresden.